

GRAHAM
GREENE

**DER
DRITTE
MANN**

Paul Zsolnay

„Unterhalten, ein wenig erschrecken, zum Lachen bringen“ wollte Graham Greene sein Publikum. Mit dieser Kriminalstory ist ihm mehr gelungen. Denn nicht ohne Grund wurde „Der dritte Mann“ als Buch und Film ein Klassiker. Spannend und beinhart erzählt Graham Greene eine der packendsten Geschichten der Gegenwartsliteratur. Ist der verschwundene Engländer Harry Lime der skrupellose Führer einer Schieberbande, die im geteilten und korrupten Nachkriegs-Wien durch den Schmuggel von verdünntem Penicillin das Leben zahlloser Kinder aufs Spiel setzt?

Graham Greene, geboren am 2. Oktober 1904, zählt zu den bedeutendsten Schriftstellern der Gegenwart. Illusionslose Sachlichkeit der Darstellung, suggestive Wirkung der Figuren und brillante Schärfe der Sprache kennzeichnen das Werk Greenes ebenso wie die „ungewöhnliche Gabe der Schattierung, sein Vermögen, Handlungselemente und Charaktere zu innerem Ausgleich zu bringen. Erst Zwischentöne und ein System sich gegenseitig stützender Balancen verschaffen einem Roman

Sein Jugendfreund Rollo Martins, der Harrys Unschuld beweisen will, macht eine grausige Entdeckung. In den Abwässerkanälen der Stadt kommt es zum unvergesslich-gespenstischen Finale.

„Kleines Herz in Not“, die ebenfalls von Carol Reed verfilmte Novelle, steht dem „Dritten Mann“ an atmosphärischer Dichte um nichts nach. Auf wenigen Seiten ist das entscheidende Erlebnis eines kleinen Jungen zusammengedrängt, der, ohne es zu wissen, seinen Freund an die Polizei verrät.

so viel Wirklichkeitsnähe, daß der Leser Menschen begegnet und nicht Kunstmonstren ... Sein Werk zählt, die Epoche betrachtet, zum Bestand der großen Literatur.“ (Joachim Fest, Frankfurter Allgemeine Zeitung.) Zuletzt erschienen im Paul Zsolnay Verlag: „Der Honorarkonsul“ (1973), „Erzählungen“ (1977), „Der menschliche Faktor“ (1978), „Dr. Fischer aus Genf oder Die Bombenparty“ (1980), „Fluchtwege“ (1981), „Monsignore Quijote“ und „Ich klage an“ (1982).

Scanner: der Leser
K-Leser: Yffffi
1. August 2002

Graham Greene

DER DRITTE MANN

VORWORT

„Der dritte Mann“ wurde nicht geschrieben, um gelesen, sondern um gesehen zu werden. Wie manch andere Liebschaft begann er bei Tafelfreuden und verursachte später noch an vielen Orten der Welt erhebliches Kopfzerbrechen: in Wien, Venedig, Ravello, London und Santa Monica.

Ich glaube, so geht es den meisten Romandichtern: sie tragen im Kopf oder im Notizbuch Ideen für den Anfang von Geschichten herum, die sie zwar geplant, aber dann nie ausgeführt haben. Manchmal befaßt man sich nach Jahren wieder mit ihnen und meint bedauernd, daß sie einst - in einer Zeit, die heute längst tot ist - gut gewesen wären. So hatte ich vor Jahren auf der Klappe eines Briefumschlags den folgenden ersten Absatz einer Erzählung niedergeschrieben:

„Vor einer Woche hatte ich von Harry für immer Abschied genommen, als sein Sarg in die im Februarfrost erstarrte Erde hinabgelassen wurde. Ich wollte also meinen Augen nicht trauen, als ich ihn in London im Menschengewühl des ‚Strand‘ ohne ein Zeichen des Wiedererkennens an mir vorüberziehen sah.“

Ich war Harry nach jener Begegnung genau so wenig gefolgt wie mein Romanheld. Und als Sir Alexander Korda mir den Vorschlag machte, für Carol Reed einen Film zu schreiben, der auf unser „Kleines Herz in Not“ folgen sollte, konnte ich ihm nicht mehr anbieten als diesen ersten Absatz. Zwar wollte Korda einen Film über Wien unter der Viermächtebesetzung haben, war aber doch bereit, mich die Spuren Harry Limes nach einer so langen Unterbrechung weiterverfolgen zu lassen. Für mich ist es nahezu unmöglich, ein Drehbuch zu schreiben, ohne den Vorwurf zunächst als Erzählung zu behandeln. Selbst ein Film erfordert mehr als bloße Handlung; seine Wirkung hängt von einem gewissen Maß an Charakterisierung, von

Stimmung und Atmosphäre ab; und diese lassen sich - so scheint es mir - auf den ersten Wurf nicht in der dürren Kurzschrift eines Filmmanuskripts ausdrücken. Man kann darin einen Effekt reproduzieren, der zunächst in einem anderen Medium erzielt wurde, aber man kann den ersten Schöpfungsakt nicht in der Form des Drehbuches vollziehen. Man muß das Gefühl haben, über mehr Stoff zu verfügen, als man dann tatsächlich benötigt. Aus diesem Grunde mußte „Der dritte Mann“, obwohl er in dieser Form nie zur Veröffentlichung bestimmt war, zunächst als Erzählung entstehen, ehe er die scheinbar endlose Reihe von Umformungen aus einer dramatischen Bearbeitung in die andere durchmachte.

Diese Drehbuchfassungen entstanden in engem Zusammenwirken von Carol Reed und mir, wobei wir jeden Tag so und so viele Seiten durcharbeiteten und einander einzelne Szenen vorspielten. Kein Dritter nahm je an unseren Konferenzen teil; denn gerade das scharfe Klingenkreuzen der Debatte zwischen zwei Menschen ist so besonders erspriesslich. Für den Romandichter ist natürlich der Roman die beste Form, die er einem besonderen Stoff geben kann, und er sträubt sich unwillkürlich gegen viele der Änderungen, die notwendig sind, soll daraus ein Film oder ein Bühnenwerk werden. „Der dritte Mann“ jedoch sollte nie mehr sein als das Rohmaterial zu einem Film. Dem Leser werden zahlreiche Abweichungen der Geschichte vom Film auffallen, er darf aber nicht glauben, daß diese Umwandlungen einem widerstrebenden Autor aufgezwungen wurden; sie können genau so gut von diesem Autor selbst vorgeschlagen worden sein. Und der Film ist tatsächlich besser als die ursprüngliche Erzählung, weil er in diesem besonderen Fall die endgültige Fassung der Erzählung darstellt.

Einige der vorgenommenen Änderungen ergaben sich aus rein äußeren, auf der Hand liegenden Gründen. Die Wahl eines

amerikanischen statt eines englischen Stars machte eine Reihe von Umgestaltungen notwendig. So erhob Mr. Joseph Cotten begrifflicherweise Einspruch gegen den Vornamen Rollo. Der Name mußte aber albern sein, und mir fiel Holley ein, als ich mich an den amerikanischen Schriftsteller Thomas Holley Chivers, jene spaßige Erscheinung, erinnerte. Ferner konnte ein Amerikaner kaum mit dem großen englischen Dichter Dexter verwechselt werden, dessen literarischer Charakter gewisse Anklänge an den sanften Genius von Mr. E. M. Forster aufwies. Eine Verwechslung der beiden wäre eine Unmöglichkeit gewesen, auch wenn Carol Reed nicht den berechtigten Einwand erhoben hätte, daß es sich hier um eine sehr bei den Haaren herbeigezogene Situation handelte, die umfangreiche Erklärungen nötig machen und einen an sich schon zu langen Film noch mehr in die Länge ziehen würde. Eine weitere Kleinigkeit: aus Rücksicht auf amerikanische Gefühle wurde an die Stelle Coolers ein Rumäne gesetzt, da uns die Verpflichtung von Mr. Orson Welles bereits einen amerikanischen Schurken beschert hatte. Übrigens wurde die bekannte Dialogstelle über die Schweizer Kuckucksuhren von Mr. Welles selbst in das Manuskript eingefügt.

Eine der wenigen größeren Meinungsverschiedenheiten zwischen Carol Reed und mir betraf das Ende, und der Erfolg hat ihm in glänzender Weise recht gegeben. Ich vertrat die Ansicht, daß ein Unterhaltungsfilm dieser Art etwas zu Leichtes sei, um die Last eines unglücklichen Ausgangs tragen zu können. Reed hatte andererseits das Empfinden, daß mein Schluß - wenn er auch verschiedene Deutungen zuließ und kein Wort gesprochen wurde - auf das Publikum, das eben erst Harrys Tod miterlebt hatte, unangenehm zynisch wirken würde. Ich gebe zu, daß ich bloß halb überzeugt war; ich befürchtete nämlich, daß nur wenige Zuseher auf ihren Plätzen ausharren würden, während die junge Frau den langen Weg

durch die Friedhofsallee zurücklegt, und daß sie das Kino mit dem Eindruck verlassen würden, der Schluß sei genau so konventionell wie der meine und nur noch länger ausgesponnen. Allerdings hatte ich der meisterhaften Regie Reeds nicht gebührend Rechnung getragen, und überdies konnte natürlich zu diesem Zeitpunkt keiner von uns Reeds brillante Entdeckung des Zitherspielers, Herrn Karas, vorausahnen.

Die Episode, in der die Russen Anna rauben wollen (ein in Wien durchaus möglicher Vorfall), wurde in einem ziemlich späten Stadium ausgeschieden. Sie war mit der übrigen Handlung nicht fest verknüpft und drohte aus dem Ganzen einen Propagandafilm zu machen. Wir hatten aber keineswegs die Absicht, auf die politischen Gefühle der Kinobesucher einzuwirken; wir wollten sie einfach unterhalten, sie ein wenig erschrecken, sie zum Lachen bringen.

Die Wirklichkeit gab tatsächlich nur den Hintergrund für ein Märchen ab; nichtsdestoweniger beruht die Geschichte von der Penicillinschiebung auf einer wahren Begebenheit, die um so grausiger anmutet, als viele Beteiligte weit unschuldiger waren als Joseph Harbin. Kürzlich lud ein Londoner Chirurg zwei Freunde ein, mit ihm den „Dritten Mann“ anzusehen, und bemerkte zu seiner Überraschung, daß ein Film, der ihm Genuß bereitet hatte, sie in sehr nachdenklicher, gedrückter Stimmung entließ. Sie erzählten ihm dann, daß sie als Angehörige der britischen Luftwaffe selbst in Wien Penicillin verkauft hatten. Über die möglichen Folgen ihrer Handlungsweise hatten sie sich nie zuvor Gedanken gemacht.

I

Man weiß nie, wann das Schicksal zum Streich ausholen wird. Als ich Rollo Martins zum erstenmal sah, machte ich mir folgende Notiz über ihn für die Akten der militärischen Sicherheitspolizei: „Unter normalen Umständen ein harmlos-fröhlicher Narr. Trinkt zuviel und verursacht dann möglicherweise Scherereien. Sooft eine Frau vorbeigeht, sieht er ihr nach und macht irgendeine Bemerkung; ich habe aber den Eindruck, daß er im Grunde genommen lieber nichts mit Frauen zu tun hätte. Er ist noch ein großer Junge, womit sich vielleicht auch die Verehrung erklärt, die er Lime entgegenbrachte.“ Ich gebrauchte vorhin die Wendung „unter normalen Umständen“, weil ich ihn zum erstenmal bei Harry Limes Begräbnis traf. Es war im Februar, und die Totengräber mußten elektrische Bohrer verwenden, um den hartgefrorenen Boden im Wiener Zentralfriedhof aufzubrechen. Selbst die Natur schien sich beharrlich zu weigern, Lime in ihren Schoß aufzunehmen; aber schließlich brachten wir ihn doch in die Grube und legten die Erdklumpen wie Ziegelsteine auf seinen Sarg. Während er gleichsam eingewölbt wurde, entfernte sich Rollo Martins mit hastigen Schritten, als ob seine langen, schlaksigen Beine jeden Augenblick mit ihm davonlaufen wollten. Über die Wangen des Fünfunddreißigjährigen rannen die Tränen eines Knaben. Rollo Martins glaubte eben noch an Freundschaft, weshalb die folgenden Ereignisse für ihn eine tiefere Erschütterung bedeuteten, als dies bei Ihnen oder bei mir der Fall gewesen wäre. (S i e hätten das Ganze als Illusion abgetan, und mir wäre sofort eine verstandesmäßige - wenn auch noch so irrige - Erklärung eingefallen.) Wenn er nur damals gleich zu mir gekommen wäre! Wieviel Unangenehmes wäre allen Beteiligten erspart geblieben!

Wenn Sie diese seltsame und sehr traurige Geschichte verstehen wollen, dann müssen Sie wenigstens eine gewisse Vorstellung von dem Hintergrund haben, vor dem sie sich abspielte - von dem zerstörten, bedrückend öden Wien, das unter die vier Besatzungsmächte aufgeteilt ist, in eine russische, eine britische, eine amerikanische und eine französische Zone, Gebiete, die bloß durch Wegweisertafeln voneinander abgegrenzt sind. Und im Mittelpunkt, umgürtet von der Ringstraße mit ihren wuchtigen öffentlichen Gebäuden und ihren Denkmälern bäumender Rosse, liegt die Innere Stadt, die der Kontrolle aller vier Mächte unterstellt ist. In dieser einst so vornehmen Innenstadt übernimmt jeden Monat eine der vier Besatzungsmächte den Vorsitz und damit die Verantwortung für die öffentliche Sicherheit. Des Nachts kann man, wenn man so dumm ist, seine österreichischen Schillinge in einer Bar auszugeben, mit größter Wahrscheinlichkeit die Internationale Patrouille an der Arbeit sehen - das sind vier Militärpolizisten, von jeder Besatzungsmacht einer, die sich, wenn sie überhaupt miteinander reden, in der Sprache ihrer gemeinsamen Feinde verständigen müssen.

Ich kannte Wien in der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen nicht und bin noch zu jung, um mich an das alte Wien mit seiner Musik von Strauß und seinem falschen, leichtlebigen Charme zu erinnern. Für mich ist Wien nichts weiter als eine Stadt würdeloser Ruinen, die sich in diesem Februar in riesige Schneeberge und Eisgletscher verwandelten. Die Donau war ein breiter, schmutziggrauer Strom weit hinter dem zweiten Bezirk in der russischen Zone, wo sich der zerstörte und unkrautüberwucherte Prater in trostloser Öde hinbreitete. Einzig und allein das Riesenrad drehte sich langsam über den Fundamenten einstiger Ringelspiele, die wie verlassene Mühlsteine dalagen, über dem rostenden Eisen zerschossener Panzer, die niemand weggeräumt hatte, und über den im Frost

erstarrten Stauden, die sich da und dort aus der dünnen Schneedecke reckten. Ich besitze nicht genug Phantasie, mir den Prater in seinem einstigen Glanz zu vergegenwärtigen, genau so, wie ich mir unter dem „Hotel Sacher“ nur ein Durchgangshotel für britische Offiziere und unter der Kärtnerstraße nicht die elegante Geschäftsstraße von ehemals vorstellen kann, sondern nur zwei Häuserzeilen, die größtenteils bis zur Augenhöhe reichen oder vielleicht bis zum ersten Stockwerk wiederaufgebaut sind. Ein russischer Soldat mit einer Pelzmütze auf dem Kopf und dem Gewehr über der Schulter geht vorüber, ein paar leichte Mädchen drängen sich um das amerikanische Informationsbüro, und in Wintermäntel gehüllt, schlürfen in den Fensternischen des Café „Old Vienna“ ein paar Herren ihren Ersatzkaffee.

Bei Nacht tut man gut, in der Inneren Stadt zu bleiben oder in einer von drei Besatzungszonen, wenngleich auch dort gelegentlich Menschen geraubt werden - so sinnlos schien uns dieser Menschenraub bisweilen: ein ukrainisches Mädchen ohne Paß, ein alter Mann, der niemand mehr nützen konnte; manchmal freilich auch der Techniker oder der Verräter. So sah in groben Zügen das Wien aus, in dem am 7. Februar des vergangenen Jahres Rollo Martins eintraf. Ich habe den Fall, so gut ich konnte, aus meinen eigenen Akten und aus den Erzählungen Martins' rekonstruiert. Jede Einzelheit ist so genau wie nur möglich wiedergegeben - nicht eine Zeile der Dialoge wurde von mir erdichtet, obzwar ich nicht für Martins' Erinnerungsvermögen bürgen kann. Läßt man die Frau aus dem Spiele, dann ist das Ganze eine höchst unerquickliche Angelegenheit; und sie wäre grausig, erschütternd und ohne einen Funken mildernden Humors, hätte es nicht die lächerliche Episode mit dem Veranstaltungsleiter der British Cultural Relations Society gegeben.

II

Ein britischer Staatsbürger kann immer noch reisen, sofern es ihm nichts ausmacht, nur fünf englische Pfund mitzunehmen, die er im Ausland nicht verbrauchen darf. Aber ohne die Einladung Mr. Limes vom Internationalen Flüchtlingsamt wäre es Rollo Martins ohnehin nicht gestattet gewesen, Österreich zu betreten, das immer noch als besetztes Gebiet gilt. Lime hatte Martins vorgeschlagen, einen Zeitungsartikel über die internationale Flüchtlingsbetreuung zu schreiben, und obwohl dieser Auftrag aus dem Rahmen von Martins' sonstiger schriftstellerischer Tätigkeit herausfiel, hatte er doch zugesagt. Die Reise würde für ihn einen Erholungsurlaub bedeuten, und einen solchen hatte er nach dem kleinen Zwischenfall in Dublin und dem zweiten in Amsterdam dringend nötig; er suchte Frauen stets als „Zwischenfälle“ abzutun, die ihm einfach ohne eigenes Verschulden widerfuhren - ein Versicherungsagent würde von „höherer Gewalt“ sprechen. Er sah abgehetzt aus, als er in Wien einlangte, und hatte die Gewohnheit, argwöhnisch über die Schulter nach hinten zu blicken, so daß ich eine Zeitlang Mißtrauen gegen ihn hegte, bis mir klar wurde, daß er Angst hatte, es könnte eine von - na, sagen wir - sechs Personen unerwartet auftauchen. Mir erklärte er andeutungsweise, er hätte zu viele verschiedene Drinks durcheinandergetrunken - so kann man es natürlich auch ausdrücken.

Rollo Martins' eigentliches Handwerk war das Verfassen von billigen broschiierten Wildwestromanen, die er unter dem Pseudonym Bück Dexter erscheinen ließ. Sein Leserkreis war zwar groß, seine Schriftstellerei aber wenig einträglich. Und er hätte sich die Fahrt nach Wien gar nicht leisten können, wenn sich nicht Lime bereit erklärt hätte, ihm die Reisekosten nach seiner Ankunft aus einem ganz vage beschriebenen Propa-

gandafonds zu ersetzen. Lime hatte ihm ferner geschrieben, er werde ihn mit Besatzungsgeld versorgen, der einzigen Währung, die vom Penny aufwärts in britischen Hotels und Klubs angenommen wurde. So geschah es, daß Martins mit fünf unverwendbaren Pfundnoten in Wien eintraf.

Ein merkwürdiger Vorfall hatte sich schon in Frankfurt zugetragen, wo das Flugzeug aus London eine einstündige Zwischenlandung vornahm. Martins verzehrte gerade in der amerikanischen Flughafenkantine eine Portion Hackbraten - eine menschenfreundliche Fluggesellschaft stattete ihre Fahrgäste mit Lebensmittelkarten im Werte von fünfundsechzig Cent aus -, als sich ein Herr, dem er schon auf zehn Meter Entfernung den Journalisten ansah, seinem Tisch näherte.

„Mr. Dexter?“ sagte der Fremde in fragendem Ton.

„Ja“, antwortete Martins in seiner Verblüffung.

„Sie sehen jünger aus als auf Ihren Bildern“, stellte der andere fest. „Möchten Sie eine kurze Erklärung abgeben? Ich bin Berichterstatter der hiesigen Truppenzeitung. Wir wüßten gerne, was Sie über Frankfurt denken.“

„Ich bin doch erst vor zehn Minuten gelandet.“

„Na, dann lassen wir das“, meinte der Reporter. „Wie wär's mit einem Urteil über den amerikanischen Roman?“

„Ich lese keine“, antwortete Martins.

„Der wohlbekannte bissige Humor“, sagte darauf der Journalist. Dann zeigte er auf einen kleinen grauhaarigen Herrn mit zwei vorstehenden Zähnen, der an einem Stückchen Brot knabberte. „Wissen Sie zufällig, ob das Carey ist?“

„Nein. Was für ein Carey?“

„J. G. Carey natürlich.“

„Noch nie von ihm gehört.“

„Ihr Romandichter lebt doch in den Wolken. Der ist nämlich mein eigentlicher Auftrag für ein Interview.“ Und Martins sah

zu, wie sich der Journalist durch den Kantinenraum an den berühmten Carey heranschlängelte, der ihn mit einem unaufrichtigen, für die Schlagzeile bestimmten Lächeln begrüßte, indessen er die Brotrinde beiseite legte. Obwohl der Zeitungsmann nicht den Auftrag hatte, Dexter zu interviewen, konnte Martins doch nicht umhin, einen gewissen Stolz zu empfinden - noch nie zuvor hatte ihn jemand als „Romandichter“ bezeichnet. Und dieser Stolz und das Gefühl der eigenen Wichtigkeit halfen ihm dann auch über die Enttäuschung hinweg, als Lime ihn nicht vom Flugplatz abholte. Wir gewöhnen uns eben nie daran, daß wir anderen Menschen nicht ebensoviel bedeuten wie sie uns, und den Gedanken, entbehrlich zu sein, empfand Martins wie einen kleinen scharfen Stich, während er an der Tür des Autobusses stand und dem Schneetreiben zusah; so spärlich und weich fielen die Flocken, daß die mächtigen Schneewehen zwischen den Häuserruinen den Eindruck der Beständigkeit machten, wie wenn sie nicht das Ergebnis dieses dürrtigen Schneefalls wären, sondern für alle Zeiten hoch über der Grenze des ewigen Eises lägen.

Auch im „Hotel Astoria“, wo ihn der Autobus absetzte, wartete kein Lime auf ihn und auch keine Nachricht von ihm; nur eine rätselhafte Mitteilung für Mr. Dexter von einem Mann namens Crabbin, von dem er nie gehört hatte. „Wir erwarteten Sie erst mit dem morgigen Flugzeug. Bitte bleiben Sie im Haus. Bin zu Ihnen unterwegs. Hotelzimmer reserviert.“ Aber Rollo Martins war nicht der Mann, der zu Hause sitzenblieb. Wenn man sich in der Halle eines Hotels herumtrieb, dann kam es früher oder später zu einem der bekannten „Zwischenfälle“, und man trank wieder zu viele Getränke durcheinander. Rollo Martins' Worte klingen mir noch in den Ohren: „Jetzt ist es aus mit den Zwischenfällen. Keine Zwischenfälle mehr!“ - ehe er sich kopfüber in den gefährlichsten aller Zwischenfälle stürzte. In

seinem Wesen gab es einen ständigen Konflikt, einen Gegensatz zwischen dem lächerlichen Taufnamen und dem gesetzten Familiennamen, den vier Generationen vor ihm ein damals noch holländischer Vorfahre geführt hatte. Der Rollo in ihm blickte jeder Frau nach, die vorüberging, und der Martins sagte sich immer wieder für ewig von ihnen los. Welcher von den beiden die Abenteuerromane schrieb, vermag ich nicht zu entscheiden.

Martins hatte Limes Adresse bekommen und empfand nicht das geringste Verlangen, den Herrn kennenzulernen, der sich Crabbin nannte; denn es lag zu klar auf der Hand, daß eine Verwechslung vorliegen mußte, wenngleich er diesen Umstand noch nicht mit seiner Unterhaltung in Frankfurt in Zusammenhang brachte. Lime hatte ihm geschrieben, er könne ihn in seiner eigenen Wohnung am Stadtrand unterbringen, die früher einem Nationalsozialisten gehört hatte und beschlagnahmt worden war. Lime würde auch bei seiner Ankunft das Taxi bezahlen können; so fuhr Martins geradewegs zu dem Haus, das in der dritten (britischen) Zone lag. Er ließ die Droschke warten, während er die Treppen zum dritten Stockwerk hinaufstieg.

Es ist seltsam, wie schnell man sich der Stille bewußt wird, selbst in einer so stillen Stadt, wie es Wien damals unter dem stetig niederrieselnden Schnee war. Martins hatte noch nicht das zweite Stockwerk erreicht, da war er schon überzeugt, daß er Lime nicht antreffen werde. Aber das Schweigen war tiefer, als es bei einer bloß vorübergehenden Abwesenheit gewesen wäre - es schien ihm, er werde Harry Lime in ganz Wien nicht vorfinden, und als er endlich den dritten Stock erreichte und die schwarze Trauerschleife an der Türklinke hängen sah, hatte er die Gewißheit, daß er ihm in der ganzen Welt nicht mehr begegnen werde. Es bestand natürlich die Möglichkeit, daß die Köchin oder die Haushälterin gestorben war, irgendwer, nur

nicht Harry Lime. Trotzdem wußte er - und meinte es schon zwanzig Stufen weiter unten gewußt zu haben -, daß Lime, der Lime, den er immer als Helden verehrt hatte, seit er ihm vor zwanzig Jahren in einem greulichen Schulkorridor zum erstenmal begegnet war, während eine gesprungene Glocke zum Gebet läutete, daß dieser Freund nicht mehr unter den Lebenden weile. Martins hatte nicht so unrecht, nicht ganz so unrecht. Nachdem er ein halbes dutzendmal geschellt hatte, steckte ein kleiner Mann mit einem griesgrämigen Gesicht den Kopf aus einer anderen Wohnungstür und sagte in verdrießlichem Ton: „Da werden Sie kein Glück haben. Es ist niemand da. Er ist tot.“

„Herr Lime?“

„Natürlich Herr Lime.“

Später erklärte mir Martins: „Zuerst sagte mir das gar nichts. Es war nur eine belanglose Nachricht, wie die kleinen Notizen in der ‚Times‘ unter ‚Kurzmeldungen‘. Ich sagte zu dem Mann: „Wann ist es passiert? Und wie?““

„Ein Auto hat ihn überfahren“, gab der Mann zur Antwort.

„Am Donnerstag.“ Dann fügte er mürrisch hinzu, als ginge ihn die ganze Sache eigentlich gar nichts an: „Heute nachmittag wird er begraben. Sie haben sie gerade verpaßt.“

„Wen meinen Sie mit ‚sie‘?“

„Na, die paar Freunde und den Sarg.“

„War er denn nicht im Krankenhaus?“

„Wär' doch ein Blödsinn gewesen, ihn ins Krankenhaus zu schaffen. Hier direkt vorm Haus hat's ihn erwischt - er war sofort tot. Das Auto hat ihn mit dem rechten Kotflügel erfaßt, und er ist hingepurzelt wie ein toter Hase.“

Erst als der Mann das Wort „Hase“ gebrauchte, so erzählte mir Martins später, sei der tote Harry Lime in seiner Erinnerung wieder zum Leben erwacht, sei er zu dem Jungen mit der Pistole geworden, der ihm zeigte, wie man sich ein solches

Ding „auslieh“, zu dem Jungen, der zwischen den langgestreckten sandigen Kaninchenbauten auf der Gemeindewiese von Brickworth plötzlich aufgesprungen war und geschrien hatte: „Schieß doch, du Tepp, schieß! Da!“ Und das Kaninchen, verwundet durch Martins' Schuß, hatte humpelnd Deckung gesucht.

„Wo wird er begraben?“ fragte er den Fremden auf dem Treppenabsatz.

„Auf dem Zentralfriedhof. Die werden sich schön plagen bei diesem Frost.“

Er hatte keine Ahnung, wie er das Taxi bezahlen oder wo er in Wien ein Zimmer aufreiben sollte, in dem er für fünf englische Pfund wohnen könnte; aber diese Probleme mußten so lange aufgeschoben werden, bis er sich von Harry Lime verabschiedet hatte. Er fuhr also aus der Stadt schnurstracks in den im britischen Sektor gelegenen Vorort hinaus, wo sich der Zentralfriedhof befindet. Zunächst ging es ein Stück durch die russische Zone, dann schlugen sie einen Abkürzungsweg durch die amerikanische ein, die man mit keiner andern verwechseln könnte, weil es in jeder Straße große Eissalons gibt. Die Straßenbahn verläuft entlang der hohen Mauer des Zentralfriedhofs, und auf der andern Seite des Schienenstrangs reiht sich über eineinhalb Kilometer lang ein Steinmetz und Friedhofsgärtner an den andern - eine scheinbar endlose Kette von Grabsteinen, die auf Tote, und von Kränzen, die auf Trauergäste warten.

Martins hatte sich von der Weitläufigkeit dieses gewaltigen schneebedeckten Gräberparks, wo er sich zum letztenmal mit Harry Lime treffen sollte, keine rechte Vorstellung gemacht. Es war so, wie wenn Harry ihm die Nachricht hinterlassen hätte: „Erwarte mich im Hyde Park“, ohne zwischen der Statue des Achilles und dem Lancaster-Tor den Treffpunkt genauer zu bezeichnen. Die Gräberalleen, jede mit Nummer und

Buchstaben versehen, streckten sich gleich den Speichen eines riesigen Rades aus. Das Taxi fuhr zunächst fast einen Kilometer nach Westen, bog dann in eine Querstraße und fuhr ebenso lang nach Norden, um sich schließlich nach Süden zu wenden. Der Schnee verlieh den mächtigen, pompösen Familiengrüften einen grotesk-komischen Charakter: einer Engelsgestalt rutschte eine Schneeperücke seitlich übers Gesicht; ein Heiliger trug einen riesigen Schnauzbart, und der Büste eines höheren Staatsbeamten namens Wolfgang Gottmann saß ein Tschako schief auf dem Haupt, als wäre der Mann betrunken. Sogar der Friedhof war in vier Zonen aufgeteilt: die russische war durch überlebensgroße geschmacklose Statuen bewaffneter Soldaten gekennzeichnet; die französische durch Reihen um Reihen namenloser Holzkreuze und durch eine zerrissene und schlaff herabhängende Trikolore. Dann fiel Martins ein, daß Lime ein Katholik gewesen war und deshalb kaum in der britischen Zone beigesetzt würde, die er und der Fahrer bisher vergeblich gesucht hatten. Also fuhren sie durch das Herzstück dieses Waldes wieder zurück, wo die Gräber gleich „Wölfen unter den Bäumen“ lagen und mit weißen Augen aus der Dürsterkeit immergrüner Sträucher hervorblinzelten. Einmal kam unter den Bäumen eine Gruppe von drei Männern in sonderbaren, an das achtzehnte Jahrhundert gemahnenden Uniformen in Schwarz und Silber und mit Dreispitzhüten hervor, die eine Art leichten Karren vor sich herschoben. Sie überquerten einen der Fahrwege in dem Gräberwald und verschwanden wieder. Es war reiner Zufall, daß sie noch rechtzeitig die Stätte der Beisetzung fanden, einen kleinen Fleck in diesem ausgedehnten Park, wo der Schnee beiseitegeschaufelt und eine winzige Gruppe von Leuten versammelt war, die sich einer höchst privaten Angelegenheit zu widmen schienen. Eben hatte ein Priester zu Ende gesprochen, und seine Worte

waren geheimnisvoll durch den feinen, unermüdlich fallenden Schnee zu Martins gedrungen, und die Totengräber waren dabei, den Sarg in die Erde hinabzusenken. Zwei Herren in Straßenanzügen standen am Rand des Grabes; einer von ihnen hielt einen Kranz in der Hand, den er offensichtlich vergessen hatte auf den Sarg zu legen; denn sein Begleiter stieß ihn mit dem Ellbogen an, worauf er aufschrak und den Kranz hinunterwarf. In einiger Entfernung stand eine junge Dame, die Hände vorm Gesicht; ich selbst war zwanzig Meter weiter weg hinter einem Grabstein und beobachtete von dort aus mit Erleichterung, wie Limes sterbliche Überreste verschwanden. Dabei merkte ich mir sorgfältig, wer noch zur Beerdigung gekommen war.

Für Martins war ich nur ein Mann in einem Regenmantel. Er kam auf mich zu und fragte: „Können Sie mir sagen, wer hier begraben wird?“

„Ein gewisser Lime“, antwortete ich und sah zu meinem Erstaunen, wie dem Fremden Tränen in die Augen traten. Er sah nicht aus wie einer, dem das Weinen leichtfällt, und auch Lime war nicht der Mensch, von dem ich angenommen hätte, daß ihm irgend jemand nachtrauern würde - ich meine, ehrlich nachtrauern würde, mit ehrlich geweinten Tränen. Da war allerdings noch das Mädchen, aber Frauen nimmt man von solchen Verallgemeinerungen von vorneherein aus. Martins stand ganz in meiner Nähe, bis die Zeremonie beendet war. Er sagte mir später, er als alter Freund Limes habe sich diesen neueren Freunden nicht aufdrängen wollen - Harrys Tod gehörte ihnen, und er wollte sie dabei nicht stören. Er gab sich der sentimentalen Illusion hin, daß Limes Leben - oder zumindest zwanzig Jahre davon - ihm gehörte. Als alles vorüber war - ich bin kein religiöser Mensch und habe deshalb für das Getue, mit dem man das Sterben umgibt, nicht viel übrig -, stelzte Martins auf seinen langen Beinen, die immer in

Gefahr schienen, sich ineinander zu verwickeln, zu seinem Taxi zurück. Er unternahm keinen Versuch, mit irgend jemandem ein Gespräch anzuknüpfen, und die Tränen liefen ihm jetzt wirklich über die Wangen hinab - oder wenigstens die paar kümmerlichen Tropfen, die wir in unserem Alter uns noch abpressen können.

Kein Polizeiakt ist jemals endgültig abgeschlossen; kein Fall ist je völlig erledigt, nicht einmal nach einem Jahrhundert, wenn alle Beteiligten längst gestorben sind.

Deshalb folgte ich Martins. Die drei andern kannte ich; diesen Fremden wollte ich noch kennenlernen. Bei seinem Taxi holte ich ihn ein und sprach ihn an: „Ich habe keine Fahrgelegenheit. Würden Sie mich, bitte, in die Stadt mitnehmen?“

„Selbstverständlich“, antwortete er. Ich wußte, daß der Fahrer meines Jeeps mich beim Hinauskommen sehen und uns unauffällig folgen würde. Während wir wegfuhrten, fiel mir auf, daß sich Martins nicht ein einziges Mal umwandte. Es sind fast immer nur die heuchlerischen Trauergäste und die heuchlerischen Liebhaber, die jenen letzten Blick zurückwerfen oder winkend auf dem Bahnsteig verharren, statt sich rasch zu entfernen, ohne sich noch einmal umzusehen. Liegt dies vielleicht daran, daß sie in sich selbst so sehr verliebt sind und sich deshalb möglichst lang im Blickfeld anderer, selbst in dem der Toten, bewegen wollen?

Ich sagte: „Mein Name ist Calloway.“

„Martins“, gab er zurück.

„Sie waren ein Freund von Lime?“

„Ja.“ In der letzten Woche hätten die meisten Menschen wohl gezögert, ehe sie sich zu einem solchen Eingeständnis herbeigelassen hätten.

„Schon lange hier?“

„Nein, ich kam erst heute nachmittag aus England. Harry hatte mich eingeladen, bei ihm zu wohnen. Ich wußte ja noch gar nichts.“

„War wohl ein ziemlicher Schock für Sie?“

„Hören Sie“, sagte er, „ich muß jetzt unbedingt etwas trinken, aber ich habe kein Geld - außer fünf Pfund Sterling. Ich wäre Ihnen sehr dankbar, wenn Sie mir einen Drink spendierten.“

Nun war ich an der Reihe, „selbstverständlich“ zu sagen. Ich überlegte einen Augenblick und nannte dann dem Chauffeur den Namen einer kleinen Bar in der Kärntnerstraße. Ich dachte mir nämlich, daß sich Martins fürs erste nicht besonders gern in einer belebten britischen Bar voll von durchreisenden Offizieren und deren Frauen blicken lassen würde. In diesem Lokal hielten sich - wohl weil es unverschämte Preise forderte - außer einem ganz mit sich selbst beschäftigten Liebespaar selten noch andere Gäste auf. Unangenehmerweise gab es eigentlich nur ein Getränk - einen süßen Schokoladelikör, den der Ober bei entsprechender Aufzählung mit Kognak veredelte. Ich hatte aber den Eindruck, daß Martins in seiner damaligen Stimmung jedes Getränk angenommen hätte, sofern es nur über die Gegenwart und auch über die Vergangenheit den Schleier des Vergessens breitete. An der Tür hing das übliche Schild, das besagte, daß das Lokal von sechs bis zehn Uhr geöffnet sei; aber man stieß einfach die Tür auf und ging durch die vorderen Gasträume nach hinten. Wir hatten einen ganzen Raum für uns; das vereinzelte Liebespaar saß im Nebenzimmer, und der Kellner, der mich kannte, ließ uns mit einigen Kaviarbrötchen allein. Glücklicherweise wußte sowohl er wie ich, daß ich ein eigenes Spesenkonto hatte.

Martins war schon beim zweiten Glas angelangt, als er plötzlich sagte: „Sie müssen entschuldigen, aber er war der beste Freund, den ich je besaß.“

Nach allem, was ich bereits wußte, und weil ich ihn überdies reizen wollte - auf diese Weise erfährt man nämlich vieles -, konnte ich mich nicht enthalten, zu sagen: „Das klingt wie ein billiger Abenteuerroman.“

„Ich schreibe billige Abenteuerromane“, war seine rasche Entgegnung.

Etwas hatte ich also bereits herausgebracht. Bis zum dritten Drink hatte ich den Eindruck gehabt, daß man ihn nicht leicht zum Reden bringen konnte, dann aber war ich ziemlich sicher, daß er zu den Leuten gehörte, die nach dem vierten Glas unangenehm werden.

„Erzählen Sie mir etwas von sich - und von Lime“, drängte ich ihn.

„Hören Sie“, begann er wieder, „ich muß unbedingt noch etwas zu trinken haben, aber ich kann doch nicht ewig einen fremden Menschen anbetteln. Können Sie mir nicht ein oder zwei Pfund in österreichische Schillinge umwechseln?“

„Lassen Sie sich deshalb keine grauen Haare wachsen“, antwortete ich und rief den Kellner. „Sie können mich dafür einladen, wenn ich nach London auf Urlaub komme. Aber Sie wollten mir erzählen, wie Sie Lime kennenlernten.“

Das Likörglas in seiner Hand hätte ein Kristall sein können, so starrte er es an, indessen er es nach allen Seiten drehte. „Das liegt schon lange zurück. Ich glaube, kein Mensch kennt Harry so wie ich“, sagte er, und ich mußte unwillkürlich an die umfangreiche Aktenmappe in meiner Kanzlei denken, die durch die Berichte meiner Agenten angeschwollen war, von denen jeder genau dasselbe Wissen für sich beanspruchte. Und meinen Agenten glaube ich; ich habe sie durch die Bank gründlichst gesiebt.

„Wie lange ist das schon her?“

„Zwanzig Jahre oder noch ein bißchen länger. Ich lernte ihn in meinem ersten Schuljahr kennen. Ich sehe noch das Gebäude

vor mir. Ich sehe das Schwarze Brett vor mir und die Anschläge, die darauf waren. Ich höre noch die Schulglocke läuten. Er war ein Jahr älter als ich und mit allen Salben geschmiert. Er hat mich auf allerhand Schliche gebracht.“ Martins nahm einen raschen Schluck und drehte dann den Kristall wieder hin und her, als wolle er klarer sehen, was es darin zu erblicken gab. „Komisch! Bei keiner Frau kann ich mich mit solcher Deutlichkeit an die erste Begegnung erinnern.“

„War er in der Schule gescheit?“

„Nicht so, wie es die Lehrer gerne gesehen hätten. Aber was für Einfälle er hatte! Die tollsten Streiche hat er ausgeheckt. In Gegenständen wie Geschichte und Englisch war ich weitaus besser als Harry, aber ich war hoffnungslos patschig, wenn es galt, seine Pläne auszuführen.“ Er lachte; das Trinken und Erzählen begann bereits die Schockwirkung von Limes Tod abzuschwächen. „Ich war stets derjenige, der erwischt wurde“, sagte er.

„Sehr vorteilhaft für Lime.“

„Was zum Teufel wollen Sie damit sagen?“ fuhr er auf. Der Alkohol versetzte ihn allmählich in eine gereizte Stimmung.

„Na - etwa nicht?“

„Das war meine Schuld, nicht seine. Aber er hätte sich ja jemand Geriebeneren aussuchen können, wenn er gewollt hätte. Mich zog er eben vor; und er hatte unendliche Geduld mit mir.“

„Gewiß“, dachte ich mir, „im Kind steckt schon der reife Mann.“ Denn auch ich hatte Limes Geduld kennengelernt.

„Wann haben Sie ihn zuletzt gesehen?“

„Oh, vor sechs Monaten kam er zu einem Ärztekongreß nach London. Sie wissen ja, daß er das Medizindoktorat besaß, wenn er auch nie praktiziert hat. Das war ganz typisch für Harry. Er wollte immer nur sehen, ob er etwas fertigbringen

könne, und verlor dann das Interesse an der Sache. Aber er pflegte zu sagen, daß sich solche Kenntnisse oft als nützlich erweisen.“ Auch das stimmte. Es war merkwürdig, wie der Lime, den Martins kannte, dem Lime glich, den ich kannte; nur sah er das Bild seines Freundes unter einem andern Blickwinkel oder in einem andern Licht. „Was mir neben anderem an Harry so gut gefiel, war sein Humor“, sagte er. Dabei grinste er und sah gleich um fünf Jahre jünger aus. „Ich bin ein Hanswurst. Ich spiele gern den dummen August, aber Harry hatte wirklichen Witz. Wissen Sie, er hätte ein erstklassiger Schlagerkomponist sein können, wenn er sich nur zusammengenommen hätte.“

Er pffte mir eine Melodie vor - sie kam mir seltsam bekannt vor. „Das fällt mir immer wieder ein. Ich war dabei, als Harry es komponierte; in wenigen Minuten, auf der Rückseite eines Briefumschlages. Er pffte es immer, wenn etwas seine Gedanken stark beschäftigte. Es war seine charakteristische Melodie.“ Er pffte sie mir noch einmal vor, und dann fiel mir ein, wer sie geschrieben hatte - natürlich nicht Harry Lime. Beinahe hätte ich es Martins auch gesagt, aber wozu? Zitternd verschwebten die Töne. Er stierte in sein Glas, trank den letzten Rest aus und sagte: „Verdammte Schweinerei, daß er so zugrundegehen mußte.“

„Es war das Beste, was ihm passieren konnte“, entgegnete ich. Er verstand mich nicht sogleich; der Likör hatte ihn ziemlich benebelt. Deshalb fragte er: „Das Beste?“

„Ja.“

„Sie meinen, daß er nicht gelitten hat?“

„Auch damit hatte er Glück.“

Nicht meine Worte, sondern der Tonfall, in dem ich sie aussprach, ließ Martins aufhorchen. Ganz ruhig, aber drohend, sagte er: „Soll das vielleicht eine Anspielung sein?“ Und ich sah, wie sich seine rechte Hand zur Faust ballte.

Es hat keinen Zweck, unbedingt in jeder Situation körperlichen Mut beweisen zu wollen; deshalb rückte ich meinen Stuhl weit genug zurück, um aus der Reichweite seiner Faust zu gelangen. Dann sagte ich: „Ich will damit sagen, daß ich das belastende Material gegen ihn in der Polizeidirektion lückenlos beisammen habe. Er hätte lange - sehr lange - im Zuchthaus sitzen müssen, wenn ihm nicht dieser Unfall zugestoßen wäre.“

„Weswegen hätten Sie ihn eingesperrt?“

„Weil er so ungefähr der übelste Schieber war, der je in dieser Stadt sein schmutziges Geld verdient hat.“

Ich merkte deutlich, wie er die Entfernung zwischen uns abschätzte, dann aber zu dem Schluß kam, daß er mich von seinem Platz aus nicht erreichen konnte. Der Rollo in ihm wollte zuschlagen, der Martins aber blieb ruhig und besonnen. Der Martins war der Gefährlichere; das wurde mir allmählich klar, und ich überlegte, ob ich nicht völlig im Irrtum war. Ich konnte in Martins nicht ganz den Dummkopf sehen, als den ihn Rollo hingestellt hatte.

„Sie sind Polizist?“ fragte er endlich. „Ja.“

„Polizisten habe ich schon immer gehaßt. Sie sind entweder Gauner oder Trottel.“

„Schreiben Sie das auch in Ihren Büchern?“

Ich sah, wie er seinen Stuhl ganz sachte weiterschob, um mir den Weg zum Ausgang abzuschneiden. Ich warf dem Kellner einen Blick zu; der verstand mich sofort - es hat schon seine Vorteile, wenn man für derlei Unterredungen stets das gleiche Lokal benützt.

Martins setzte ein falsches Lächeln auf und sagte sanft: „Dort muß ich sie Sheriffs nennen.“

„Waren Sie in Amerika?“

Es war eine alberne Unterhaltung.

„Nein. Ist das vielleicht ein Verhör?“

„Ach nein, nur persönliches Interesse.“

„Denn wenn Harry ein so übler Schieber war, dann bin ich auch einer. Wir haben immer zusammengearbeitet.“

„Oh, er wollte Sie sicher beteiligen - Sie irgendwo in seine Organisation einbauen. Würde mich gar nicht überraschen, wenn er Sie nur als Sündenbock gebraucht hätte. Das war doch seine Methode in der Schule - wie Sie mir selbst erzählten. Denn sehen Sie, der Herr Direktor ist ihm allmählich auf seine Schliche gekommen.“

„Genau so habe ich mir einen Polizisten vorgestellt. Vermutlich war eine harmlose Benzinschiebung im Gange, und ihr könnt sie keinem andern in die Schuhe schieben, also hängt ihr sie einem Toten an. Echt Polizei! Sie sind doch ein wirklicher Polizist, nicht wahr?“

„Ja, Scotland Yard. Aber zum Dienst bei der Militärpolizei hat man mich in eine Oberstenuniform gesteckt.“

Jetzt befand er sich zwischen mir und der Tür. Ich konnte den Tisch nicht verlassen, ohne in die Reichweite seiner Fäuste zu geraten. Ich bin kein Boxer, und außerdem war er gute fünfzehn Zentimeter größer als ich. „Es war nicht Benzin“, sagte ich.

„Dann waren es Autoreifen, Saccharin - warum fangt ihr Polizisten nicht zur Abwechslung einmal einen Mörder?“

„Nun, man könnte sagen, daß Mord zu seinem üblen Geschäft gehörte.“

Da stieß Martins mit einer Hand den Tisch um und schlug mit der andern nach mir; aber in seinem Dusel verrechnete er sich. Ehe er noch einmal zuschlagen konnte, hatte mein Fahrer die Arme um ihn geschlungen. Ich sagte: „Gehen Sie nicht zu grob mit ihm um. Er ist nur ein Schreiberling, der einen Affen hat.“

„Beruhigen Sie sich nur, Sir“, sagte mein Fahrer. Er hatte einen übertriebenen Respekt vor der Offiziersklasse und hätte wahrscheinlich auch Lime mit „Sir“ angeredet.

„Hören Sie, Callaghan, oder wie Ihr verdammter Name sonst lautet ...“

„Calloway. Ich bin Engländer, nicht Ire.“

„Ich werde den größten Narren von ganz Wien aus Ihnen machen. Es gibt einen Toten, dem Sie Ihre unaufgeklärten Verbrechen nicht anhängen werden.“

„Ach so. Sie wollen mir also den wirklichen Verbrecher ans Messer liefern? Das hört sich an wie eine Ihrer Geschichten.“

„Sie können mich ruhig wieder auslassen, Callaghan. Lieber werde ich Sie als den Narren bloßstellen, der Sie sind, als Ihnen ein Auge blau schlagen. Mit einem blauen Auge müssen Sie höchstens ein paar Tage ins Bett. Aber wenn ich mit Ihnen fertig bin, dann werden Sie aus Wien verschwinden.“

Ich zog ein paar Pfund Besatzungsgeld hervor und stopfte sie ihm in die Brusttasche. „Damit werden Sie heute abend auskommen“, sagte ich, „und für morgen besorge ich Ihnen einen Platz im Flugzeug nach London; darauf können Sie sich verlassen.“

„Ausweisen können Sie mich nicht; meine Papiere sind in Ordnung.“

„Richtig. Aber hier ist es wie in jeder andern Stadt: Sie brauchen Geld. Und wenn Sie Ihre Pfundnoten auf dem Schwarzen Markt umtauschen, dann habe ich Sie in spätestens vierundzwanzig Stunden geschnappt. Lassen Sie ihn jetzt los“, befahl ich meinem Fahrer.

Martins staubte sich von oben bis unten ab. „Vielen Dank für die Drinks“, sagte er.

„Gern geschehen.“

„Ich bin froh, daß ich Ihnen nicht dankbar sein muß. Sie verrechnen sie doch als Spesen?“

„Ja.“

„Ich suche Sie in ein oder zwei Wochen wieder auf, wenn ich die Sache herausgekriegt habe.“ Ich wußte, daß er wütend war,

glaubte aber nicht, daß er im Ernst sprach. Ich meinte vielmehr, daß er uns allen etwas vorspielte, um seine Selbstachtung zu stärken.

„Vielleicht komme ich morgen zum Flugplatz.“

„Ich würde mir an Ihrer Stelle die Mühe sparen. Ich bin ja doch nicht dort.“

„Paine wird Ihnen den Weg zum ‚Sacher‘ zeigen. Dort können Sie ein Bett und ein Abendessen kriegen. Ich werde das veranlassen.“

Er trat einen Schritt zur Seite, als wolle er dem Kellner Platz machen, und schlug dann nach mir. Ich wich ihm mit knapper Not aus, stolperte aber gegen den Tisch. Bevor er einen zweiten Hieb anbringen konnte, hatte Paine ihm schon einen Kinnhaken versetzt. Mit einem lauten Krach stürzte er in dem Gang zwischen den Tischreihen zu Boden und erhob sich dann taumelnd und mit einer blutenden Rißwunde in der Unterlippe.

„Ich dachte, Sie hätten mir versprochen, nicht mehr zu raufen“, sagte ich.

Er wischte sich mit dem Ärmel das Blut ab und entgegnete: „O nein! Ich sagte nur, ich würde lieber einen Narren aus Ihnen machen. Aber ich habe nicht gesagt, daß ich Ihnen nicht noch obendrein ein Auge blau schlagen möchte.“

Ich hatte einen langen Tag hinter mir und reichlich genug von Rollo Martins. Also sagte ich zu Paine: „Bringen Sie ihn gut ins ‚Sacher‘. Und schlagen Sie ihn nicht noch einmal, wenn er sich benimmt.“ Als ich mich von den beiden abwandte, um in die hintere Bar zu gehen (ich hatte wirklich noch einen Drink verdient), hörte ich, wie Paine zu dem Mann, den er eben erst niedergestreckt hatte, respektvoll sagte: „Hier, bitte, Sir. Das Hotel ist gleich um die Ecke.“

III

Was sich weiter zutrug, erfuhr ich nicht von Paine, sondern erst viel später von Martins selbst, als wir den Ablauf der Ereignisse rekonstruierten, die tatsächlich bewiesen, daß ich ein Narr gewesen war - wenn auch nicht in dem Sinne, wie er dies erwartet hatte. Paine führte ihn einfach zum Schalter des Hauptportiers und sagte dort: „Dieser Herr ist mit dem Flugzeug aus London angekommen. Oberst Calloway wünscht, daß er ein Zimmer bekommt.“ Nachdem er dies erledigt hatte, sagte er zu Martins: „Guten Abend, Sir“, und ging. Wahrscheinlich war ihm die blutende Lippe des andern ein wenig peinlich.

„Ist für Sie bereits ein Zimmer reserviert, Sir?“ erkundigte sich der Portier.

„Nein, ich glaube nicht“, antwortete Martins, der sich das Taschentuch vor den Mund hielt, in gedämpftem Ton.

„Ich dachte mir, Sie sind vielleicht Mr. Dexter. Für Mr. Dexter wurde nämlich für eine Woche ein Zimmer reserviert.“

Darauf sagte Martins: „Ja, ich bin Dexter.“ Später erzählte er mir, es sei ihm damals die Vermutung gekommen, daß Lime möglicherweise unter diesem Namen für ihn ein Zimmer bestellt hatte, weil Buck Dexter und nicht Rollo Martins zu Propagandazwecken benützt werden sollte. Dann vernahm er unmittelbar neben sich eine Stimme: „Es tut mir furchtbar leid, daß Sie nicht vom Flugzeug abgeholt wurden, Mr. Dexter. Mein Name ist Crabbin.“

Der Besitzer dieser Stimme war ein stämmiger, nicht mehr ganz jung wirkender junger Mann mit einer natürlichen Tonsur und einer der dicksten Hornbrillen, die Martins je gesehen hatte. Er entschuldigte sich und sagte: „Einer unserer Leute rief zufällig Frankfurt an und erfuhr dabei, daß Sie im Flugzeug seien. Das Hauptquartier hatte wieder einmal einen seiner

üblichen Schnitzer gemacht und telegraphiert, daß Sie nicht kämen. Es stand da etwas über Schweden, aber das Kabel war arg verstümmelt. Sowie ich die Nachricht aus Frankfurt erhielt, versuchte ich Sie vom Flugplatz abzuholen, kam aber knapp zu spät. Sie haben meine Nachricht doch bekommen?“

Martins hielt sich das Taschentuch an den Mund und murmelte kaum verständlich: „Ja, ja.“

„Darf ich Ihnen auch gleich sagen, Mr. Dexter, wie freudig erregt ich bin, weil ich Ihre Bekanntschaft machen durfte?“

„Nett von Ihnen.“

„Seit meiner Jugendzeit habe ich in Ihnen den größten Dichter unseres Jahrhunderts gesehen.“

Martins zuckte zusammen. Es war schmerzhaft, den Mund aufzutun, um gegen dieses Kompliment Einspruch zu erheben. Also warf er Mr. Crabbin einen grimmigen Blick zu, konnte aber andererseits diesem jungen Mann nicht gut einen so üblen Scherz zutrauen.

„Sie haben ein großes Lesepublikum in Österreich, Mr. Dexter, sowohl für Ihre Originalwerke als auch für die Übersetzungen. Besonders ‚Der krumme Schiffsschnabel‘ ist hier mit Begeisterung aufgenommen worden; übrigens ist das auch mein Lieblingsbuch.“

Martins dachte angestrengt nach. „Sagten Sie nicht, das Zimmer sei für eine ganze Woche reserviert?“

„Ja.“

„Sehr freundlich von Ihnen.“

„Herr Müller hier wird Ihnen jeden Tag die Lebensmittelkarten für alle Mahlzeiten geben. Doch nehme ich an, daß Sie etwas Taschengeld brauchen werden. Dafür werden wir aufkommen. Wir haben uns gedacht, daß Sie morgen sicher gerne einen Ruhetag einschalten werden, damit Sie sich die Stadt ansehen können.“

„Ja“, brachte er mühsam hervor.

„Natürlich stehen wir Ihnen jederzeit gern zur Verfügung, falls Sie einen Führer benötigen. Übermorgen findet dann abends eine zwanglose kleine Diskussion im Institut statt - über den zeitgenössischen Roman. Wir dachten, daß Sie zunächst ein paar einleitende Worte sagen könnten, um das Ganze in Schwung zu bringen, und dann einfach Fragen beantworten.“

Martins war in diesem Augenblick gewillt, auf alles einzugehen, nur um Mr. Crabbin loszuwerden und sich zugleich Unterkunft und Verpflegung für eine ganze Woche zu sichern. Und Rollo war - wie ich später noch entdecken sollte - von jeher bereit gewesen, jeden Vorschlag aufzugreifen, mochte es sich um einen Drink, ein Mädchen, einen Scherz oder ein erregendes Abenteuer handeln. Also murmelte er jetzt „Natürlich, natürlich“ in sein Taschentuch hinein.

„Entschuldigen Sie die Frage, Mr. Dexter, haben Sie Zahnschmerzen? Ich kenne einen sehr guten Zahnarzt.“

„Nein, das war nur ein Kinnhaken, weiter nichts.“

„Du lieber Gott! Wollte man Sie ausrauben?“

„Nein, es war nur ein Soldat. Ich wollte seinem verdammten Obersten eine kleben.“

Damit nahm er das Taschentuch vom Mund und zeigte Crabbin den Riß in der Lippe. Crabbin verschlug es einfach die Sprache, wie mir Martins hinterher erzählte, der sich die Reaktion des andern nicht erklären konnte, weil er die Werke seines großen Zeitgenossen Benjamin Dexter nie gelesen hatte; ja, er hatte nicht einmal von ihm gehört. Ich hingegen bin ein großer Verehrer Benjamin Dexters, so daß ich Crabbins Verblüffung wohl begreifen konnte. Dexter ist wegen seines Stils mit Henry James verglichen worden, aber er besitzt einen stärker ausgeprägten femininen Zug als sein Lehrmeister. Ja, seine Gegner haben seine subtile, gewundene und zaghafte Schreibweise des öftern schon als altjüngferlich bezeichnet. Bei einem Mann von immerhin noch nicht fünfzig Jahren wird

allerdings ein leidenschaftliches Interesse an Stickereien und die Neigung, ein an und für sich nicht sehr stürmisches Gemüt durch Frivolitätenarbeiten zu besänftigen - eine Eigenheit, die seine Schüler besonders bewundern -, von den Mitmenschen leicht als Zeichen einer gewissen Affektiertheit angesehen.

„Haben Sie jemals ein Buch gelesen mit dem Titel ‚Der Todesreiter von Santa Fe?‘“

„Ich glaube nicht.“

Martins sagte: „Diesem Reiter wird sein bester Freund von dem Sheriff einer Stadt im wilden Westen erschossen. Die Geschichte handelt nun davon, wie er den Sheriff zur Strecke bringt - in ganz legaler Weise - und damit seine Rache befriedigt.“

„Ich hätte nie gedacht, daß Sie Wildwestromane lesen, Mr. Dexter“, entgegnete Crabbin, und Martins mußte seine ganze Willenskraft aufbieten, um Rollo daran zu hindern, daß er mit der Wahrheit herausplatze: „Ich schreibe sie sogar.“

„Nun, hinter Oberst Callaghan bin ich genau so unerbittlich her“, sagte er.

„Von dem habe ich noch nie gehört.“

„Haben Sie vielleicht von Harry Lime gehört?“

„Ja“, antwortete Crabbin vorsichtig, „aber ich kannte ihn eigentlich nicht richtig.“

„Aber ich. Er war mein bester Freund.“

„Ich hätte ihn nicht für eine - ausgesprochen literarische Erscheinung gehalten.“

„Keiner meiner Freunde ist das.“

Hinter seinen dicken Brillengläsern blinzelte Crabbin nervös. Dann sagte er beschwichtigend: „Aber für das Theater brachte er großes Interesse auf. Eine Freundin von ihm - sie ist Schauspielerin - lernt in unserem Institut Englisch. Ein- oder zweimal hat er sie dort abgeholt.“

„Ist sie jung oder alt?“

„Oh, jung, sehr jung. Nach meiner Ansicht keine besonders gute Schauspielerin.“

Martins entsann sich der jungen Frau, die am Grabe Limes die Hände vors Gesicht gehalten hatte. „Ich möchte gerne alle Bekannten Harrys kennenlernen.“

„Wahrscheinlich kommt sie ohnehin zu Ihrem Vortrag.“

„Ist sie Österreicherin?“

„Sie behauptet, Österreicherin zu sein, aber ich habe den Verdacht, daß sie eigentlich Ungarin ist. Sie ist am Theater in der Josefstadt.“

„Warum behauptet sie, Österreicherin zu sein?“

„Weil sich die Russen manchmal für die Ungarn interessieren. Es würde mich gar nicht überraschen, wenn Lime ihr zu den Papieren verhelfen hätte. Sie nennt sich Schmidt, Anna Schmidt. Können Sie sich vorstellen, daß sich eine englische Schauspielerin Smith nennen würde? Und noch dazu eine hübsche! Der Name ist mir immer schon zu unauffällig vorgekommen, um echt zu sein.“

Martins meinte nun, von Crabbin alles erfahren zu haben, was aus ihm herauszuholen war; deshalb erklärte er, er sei nach dem langen und aufregenden Tag todmüde, versprach am nächsten Morgen anzurufen, nahm Besatzungsgeld im Betrag von zehn Pfund für dringende Ausgaben an und begab sich in sein Zimmer. Es schien ihm, daß er hier recht schnell Geld verdiente - zwölf Pfund in nicht ganz einer Stunde.

Er war wirklich todmüde; das merkte er erst, als er sich in den Schuhen aufs Bett warf. Binnen einer Minute hatte er Wien weit hinter sich gelassen und schritt durch einen dichten Wald; dabei sank er bis zu den Knöcheln in den Schnee. Er vernahm den Klageruf einer Eule, und mit einemmal überkam ihn ein Gefühl der Verlassenheit und Angst. Unter einem bestimmten Baum hatte er eine Verabredung mit Harry, aber wie sollte er in einem so dichten Wald einen Baum unter all den andern

herausfinden? Dann erblickte er eine Gestalt und lief auf sie zu; sie piffte eine vertraute Melodie, und sein Herz schlug höher vor Erleichterung und Freude darüber, daß er doch nicht ganz allein war. Da wandte sich die Gestalt um, und es war gar nicht Harry, sondern ein Unbekannter, der in einer kleinen Lache nassen, matschigen Schnees stand und ihn angrinste, während immer wieder die Eule schrie. Plötzlich erwachte er. Neben seinem Bett klingelte das Telephon.

Eine Stimme, der eine Spur - wirklich nur eine Spur - eines ausländischen Akzents anhaftete, sprach: „Ist dort Mr. Rollo Martins?“

„Ja.“ Es bedeutete eine Abwechslung für ihn, wieder einmal er selbst und nicht Dexter zu sein.

„Sie kennen mich natürlich nicht“, erklärte die Stimme überflüssigerweise, „aber ich war ein Freund von Harry Lime.“

Es bedeutete für ihn auch eine Abwechslung, mit jemandem zu sprechen, der sich als Freund Limes bekannte. Martins' Herz erwärmte sich für diesen Fremden, und er sagte: „Ich würde gerne einmal mit Ihnen zusammenkommen.“

„Ich bin gleich um die Ecke im Café ‚Old Vienna‘.“

„Kann das nicht bis morgen warten? Ich habe alles in allem einen ziemlich üblen Tag hinter mir.“

„Harry bat mich, dafür zu sorgen, daß Ihnen nichts abgeht. Ich war zugegen, als er starb.“

„Ich dachte -“, begann Rollo Martins und hielt dann inne. Er wollte sagen: „Ich dachte, er war auf der Stelle tot“, aber irgend etwas mahnte ihn zur Vorsicht. Also fuhr er fort: „Sie haben mir Ihren Namen noch nicht genannt.“

„Kurtz“, antwortete die Stimme aus dem Telephon. „Ich würde ja gerne zu Ihnen kommen, aber Sie wissen ja: Österreicher dürfen nicht ins ‚Sacher‘.“

„Vielleicht könnten wir uns morgen früh im ‚Old Vienna‘ treffen.“

„Gewiß“, sagte die Stimme, „aber nur, wenn Ihnen bis dahin bestimmt nichts abgeht.“

„Was meinen Sie mit ‚nichts abgeht‘?“

„Harry bedrückte der Gedanke, daß Sie ohne einen Pfennig ankommen würden.“ Rollo Martins legte sich mit dem Hörer am Ohr auf das Bett zurück und dachte: „Auf nach Wien, wenn man Geld verdienen will!“ Das war innerhalb von fünf Stunden bereits der dritte wildfremde Mensch, der ihm Geld anbot. Vorsichtig sagte er: „Oh, ich komme schon aus, bis wir uns treffen.“ Man durfte ein günstiges Angebot nicht ausschlagen, ehe man wußte, worum es sich handelte.

„Sagen wir also elf Uhr im ‚Old Vienna‘ in der Kärntnerstraße? Ich werde einen braunen Anzug tragen und eines Ihrer Bücher in der Hand halten“, ertönte es vom andern Ende des Drahts.

„Schön. Wie sind Sie zu dem Buch gekommen?“ „Harry hat es mir gegeben.“ Die Stimme besaß ungewöhnlichen Charme und die Worte klangen so verständig; als aber Martins gute Nacht gesagt und den Hörer aufgelegt hatte, fragte er sich doch, wieso Harry, wenn er vor seinem Tod noch bei klarem Bewußtsein gewesen war, ihn nicht telegraphisch hatte bitten lassen, von der Reise Abstand zu nehmen. Hatte nicht auch Callaghan gesagt, daß Lime auf der Stelle tot gewesen sei - oder hatte er gesagt, daß er keine Schmerzen gelitten habe? Oder hatte er selber Callaghan diese Worte in den Mund gelegt?

Hier regte sich in Martins' Hirn zum erstenmal der Gedanke, daß mit Limes Tod vielleicht etwas nicht in Ordnung war, etwas, was die Polizei in ihrer Dummheit nicht entdeckt hatte. Mit Hilfe von zwei Zigaretten bemühte er sich, der Sache auf die Spur zu kommen. Aber er schlief bald wieder ein, ohne ein Abendessen genommen oder dieses Rätsel gelöst zu haben. Es

war zwar ein langer Tag gewesen, aber dazu hatte er doch nicht ausgereicht.

IV

„Was mir auf den ersten Blick an ihm mißfiel“, erzählte mir Martins, „war seine Perücke. Es war eine jener unverkennbaren Perücken - glatt und gelblich, das Haar im Nacken in einer geraden Linie abgeschnitten, und sie lag auch nicht fest am Kopf an. Und mit einem Menschen, der sich nicht in eleganter Manier mit seiner Glatze abfinden kann, stimmt etwas nicht. Auch hatte er eines jener Gesichter, in das die Falten wie mit Schminke sorgfältig eingezeichnet scheinen, jede an der richtigen Stelle, um ein charmantes, leicht schrulliges Wesen auszudrücken, jene gewissen Fältchen um die Augen. Er war hergerichtet, um auf romantische Backfische Eindruck zu machen.“

Diese Unterhaltung fand etliche Tage später statt - Martins rückte mit der Geschichte erst heraus, als die Spur kaum mehr zu erkennen war. Wir saßen im „Old Vienna“ an demselben Tisch, an dem er sich damals vormittags mit Kurtz getroffen hatte; und als er die Bemerkung über die romantischen Backfische machte, sah ich, wie sich sein unsteter, gehetzter Blick starr auf etwas richtete. Es war eine Frau - nichts Besonderes an ihr, dachte ich mir -, die draußen im Schneetreiben am Kaffeehausfenster vorübereilte.

„Ist sie hübsch?“

Sein Blick kehrte zu mir zurück, und er sagte: „Das ist für mich vorbei. Wissen Sie, Calloway, einmal kommt im Leben jedes Mannes der Augenblick, wo er das alles aufgibt ...“

„Ach so. Ich dachte nur, Sie hätten einem Mädchen nachgeguckt.“

„Das tat ich auch, aber nur, weil sie mich einen Moment lang an Anna - an Anna Schmidt erinnerte.“

„Wer ist das? Ist das nicht auch eine Frau?“

„Ja doch, in gewissem Sinne schon.“

„Wieso ‚in gewissem Sinne‘?“

„Sie war Harrys Freundin.“

„Und jetzt übernehmen Sie sie?“

„Sie ist nicht von der Sorte, Calloway. Sahen Sie sie nicht bei seinem Begräbnis? Ich mische meine Drinks nicht mehr durcheinander. Davon habe ich einen Katzenjammer für den Rest meines Lebens.“

„Sie wollten mir vorhin von Kurtz erzählen.“

Kurtz war, wie mir Martins dann berichtete, im Kaffeehaus gesessen und hatte in höchst auffälliger Weise im „Todesreiter von Santa Fe“ gelesen. Als sich Martins an seinem Tisch niederließ, sagte er mit einer Begeisterung, die unbeschreiblich falsch klang: „Großartig, wie Sie die Spannung aufrecht-erhalten.“

„Spannung?“

„Ja, die Ungewißheit. Darin sind Sie ein Meister. Am Ende eines jeden Kapitels fragt man sich vergeblich ...“

„Sie waren also ein Freund von Harry“, schnitt ihm Martins das Wort ab.

„Ich glaube, sein bester“, erwiderte Kurtz, fügte aber nach einer kaum merklichen Pause, in der er seinen Fehler erkannt haben mußte, hinzu: „Außer Ihnen, natürlich.“

„Erzählen Sie mir, bitte, wie er starb.“

„Ich war dabei. Es war so: wir traten zusammen aus der Haustür, da sah Harry auf der andern Straßenseite einen Bekannten - einen Amerikaner namens Cooler. Er winkte Cooler zu und wollte über die Straße zu ihm hinüber, da kam

ein Jeep um die Ecke gerast und stieß ihn nieder. Es war wirklich Harrys eigene Schuld - nicht die des Fahrers.“

„Mir erzählte jemand, er sei auf der Stelle tot gewesen.“

„Ich wollte, es wäre so. Er starb aber, ehe das Krankenauto ankam.“

„Er konnte also noch sprechen?“

„Ja. Trotz seiner Schmerzen dachte er an Sie.“

„Was sagte er?“

„An die genauen Worte kann ich mich nicht erinnern, Rollo - ich darf Sie doch Rollo nennen? So nannte er Sie immer, wenn er uns von Ihnen erzählte. Er war sehr besorgt, daß ich mich ja bei Ihrer Ankunft um Sie kümmern, daß Sie gut betreut werden, daß ich Ihnen Ihre Rückfahrkarte beschaffe.“

Als mir Martins dies erzählte, fügte er hinzu: „Sie sehen also, ich sammelte nicht nur Bargeld, sondern auch Fahrkarten.“

„Aber warum kabelten Sie mir nicht, ich solle zu Hause bleiben?“ war Martins' Einwand gewesen.

„Das taten wir ohnehin, aber das Telegramm scheint Sie nicht mehr erreicht zu haben. Bei der Zensur und der ganzen Zonenwirtschaft brauchen Kabeltelegramme oft bis zu fünf Tagen.“

„Fand eine polizeiliche Untersuchung statt?“

„Selbstverständlich.“

„Und war Ihnen bekannt, daß die Polizei die verrückte Idee hat, Harry sei in irgendeine Schleichhandelsgeschichte verwickelt gewesen?“

„Nein. Aber in Wien schieben wir ja alle. Wir alle verkaufen Zigaretten und wechseln Schillinge in Besatzungsgeld um, und so weiter. Sie werden nicht ein einziges Mitglied der Kontrollkommission finden, das noch nicht die Vorschriften übertreten hat.“

„Die Polizei dachte an etwas Schlimmeres.“

„Die kommt mitunter auf recht absurde Ideen“, sagte darauf der Mann mit der Perücke zurückhaltend.

„Ich bleibe hier, bis ich Beweise habe, daß die Polizei im Irrtum ist.“

Da wandte Kurtz blitzschnell den Kopf, wobei sich die Perücke ein ganz klein wenig verschob. „Wozu? Nichts kann Harry wieder lebendig machen.“

„Ich werde diesen Polizeiobersten in Wien unmöglich machen.“

„Ich kann mir nicht vorstellen, was Sie unternehmen könnten.“

„Ich fange bei Harrys Tod an und gehe dann Schritt für Schritt zurück. Sie waren dabei und dieser Cooler und der Chauffeur. Sie können mir die Adressen der beiden geben.“

„Die des Chauffeurs kenne ich nicht.“

„Ich kann sie aus den Polizeiakten ermitteln. Und dann ist noch Harrys Freundin da ...“

„Es wird sie sehr schmerzlich berühren“, unterbrach ihn Kurtz.

„Sie ist mir gleichgültig. Mich interessiert einzig und allein Harry.“

„Wissen Sie, was für einen Verdacht die Polizei hat?“ fragte Kurtz.

„Nein, ich bin zu schnell in Saft geraten.“

„Haben Sie schon daran gedacht“, fragte Kurtz ganz sanft, „daß Sie dabei möglicherweise etwas - etwas für Harry Nachteiliges entdecken könnten?“

„Das will ich gerne riskieren.“

„Es wird aber Zeit und Geld kosten.“

„Zeit habe ich, und Geld wollten Sie mir doch leihen, oder nicht?“

„Ich bin kein reicher Mann“, sagte Kurtz ausweichend. „Ich versprach Harry, dafür zu sorgen, daß Ihnen nichts abgeht und daß Sie Ihre Karte für den Rückflug bekommen ...“

„Wegen des Geldes oder der Flugkarte brauchen Sie sich keine Sorgen zu machen“, erwiderte Martins. „Aber ich möchte mit Ihnen eine Wette eingehen - in englischen Pfunden natürlich - fünf Pfund gegen zweihundert österreichische Schilling, daß an Harrys Tod etwas faul ist.“

Er warf diese Äußerung auf gut Glück hin, doch hatte er bereits das instinktive, aber sichere Gefühl, daß an Harrys Unfall tatsächlich etwas nicht in Ordnung war, wenngleich er seiner Vermutung noch nicht die Bezeichnung „Mord“ gab. Kurtz hatte, als Martins dies sagte, die Kaffeetasse halbwegs zum Mund geführt, und Martins beobachtete ihn scharf. Anscheinend hatte sein Schuß das Ziel verfehlt; denn unbeirrt hielt jetzt die Hand die Tasse an die Lippen, und Kurtz schlürfte etwas geräuschvoll und in langen Zügen das Getränk. Dann stellte er die Tasse auf den Tisch zurück und sagte:

„Was meinen Sie mit ‚faul‘?“

„Nun, der Polizei kam eine Leiche sehr gelegen, aber vielleicht kam sie der wirklichen Schieberbande genau so gelegen.“ Als er diese Worte gesprochen hatte, merkte er, daß Kurtz von seiner kühnen Behauptung doch nicht so ganz unberührt geblieben war; war er nicht mit einemmal in vorsichtiger Zurückhaltung und Gelassenheit erstarrt? Ein schlechtes Gewissen muß sich keineswegs immer durch ein Zittern der Hände verraten; nur in Kriminalromanen deutet ein Glas, das jemand fallen läßt, auf seine innere Erregung hin. Viel öfter zeigt eine wohlüberlegte Gebärde die Unruhe an. Und Kurtz hatte seinen Kaffee getrunken, wie wenn kein Wort gesprochen worden wäre!

„Hm -“, - er trank noch einen Schluck -, „ich wünsche Ihnen natürlich alles Gute, nur glaube ich, daß nichts dabei herauskommen wird. Wenn Sie meine Hilfe brauchen, dann kommen Sie nur ruhig zu mir.“

„Ich brauche Coolers Adresse.“

„Aber gern. Ich schreibe sie Ihnen auf. So. Er wohnt in der amerikanischen Zone.“

„Und Ihre Adresse?“

„Die habe ich schon darunter geschrieben. Ich habe leider das Pech, in der russischen Zone zu wohnen. Sie dürfen mich also nicht allzu spät am Abend besuchen kommen. In unserer Gegend passiert mitunter etwas.“ Er setzte wieder sein sorgfältig einstudiertes Lächeln auf, dessen wienerischer Charme gleichsam mit einem feinen Pinsel in die kleinen Fältchen um Mund und Augen eingezeichnet war.

„Bleiben Sie in Kontakt mit mir“, forderte er Martins auf, „und wenn Sie irgendwie Hilfe brauchen ... Aber ich glaube trotzdem, daß Sie nicht sehr klug handeln.“ Er hob den „Todesreiter von Santa Fe“ auf. „Es erfüllt mich mit Stolz, Ihre Bekanntschaft gemacht zu haben. Ein Meister der Spannung“, sagte er, fuhr sich mit der Hand glättend über die Perücke und dann leicht über den Mund und wischte mit dieser Gebärde das bezaubernde Lächeln weg, als wäre es nie dagewesen.

Martins saß auf einem harten Holzstuhl gleich innerhalb des Bühneneinganges im Josefstädter Theater und wartete auf Anna Schmidt. Er hatte ihr nach der Nachmittagsvorstellung seine Karte mit dem Zusatz „Ein Freund von Harry“ in die Garderobe geschickt. Von seinem Platz aus konnte er eine Arkade kleiner erhellter Fenster mit Spitzenvorhängen überblicken, hinter denen ein Licht nach dem andern verlosch; dies bedeutete, daß die Schauspieler ihre Habseligkeiten zusammenpackten, um nach Hause zu gehen, wo eine Tasse ungezuckerten Kaffees und eine Semmel ohne Butter, die ihnen Kraft zur Abendvorstellung geben sollten, auf sie warteten. Der Gang erinnerte ihn an eine kleine Straße, wie sie in Filmateliers aufgebaut werden. Aber selbst im Innern des Gebäudes war es eiskalt, und er fror sogar in seinem schweren Wintermantel, weshalb er sich erhob und unter den kleinen

Fenstern auf und ab ging. Er erzählte mir, er sei sich beinahe wie ein Romeo vorgekommen, der nicht weiß, welcher der Balkone zu Julias Zimmer gehört.

Er hatte Zeit zum Nachdenken gehabt; jetzt war er völlig beherrscht; Martins, nicht Rollo, hatte die Oberhand. Wenn ein Licht erlosch und kurz darauf eine Schauspielerin den Gang entlang kam, wo er auf und ab schritt, drehte er sich nicht einmal nach ihr um. Mit solchen Dingen hatte er Schluß gemacht. „Kurtz hat recht“, sagte er sich. „Alle haben sie recht. Ich benehme mich wie ein romantischer Narr. Ich werde nur ein paar Worte des Beileids an Anna Schmidt richten und dann einpacken und heimfahren.“ Die Abmachung mit Crabbin habe er völlig vergessen gehabt, erzählte er mir.

Von oben rief eine Stimme: „Mr. Martins!“ Und als er aufsaß, blickte er in ein Gesicht, das ihn zwischen den Vorhängen eines Fensters etwa einen Meter über seinem Kopf betrachtete. Es war kein ausgesprochen schönes Gesicht, erklärte er mir mit Entschiedenheit, als ich ihm den Vorwurf machte, er sei schon wieder daran, seine Drinks durcheinanderzumischen; es war nur ein schlichtes, offenes Gesicht, umrahmt von dunklem Haar; die Augen wirkten in dieser Beleuchtung braun; die Stirn war breit, und der große Mund schien ihn keineswegs bezaubern zu wollen. Rollo Martins hatte das Gefühl, daß hier keine Gefahr bestand, er könne dem unbedachten Augenblick verfallen, da der Duft von Frauenhaar oder die Berührung einer weiblichen Hand mit einem Schlag das ganze Leben verändert. „Wollen Sie bitte heraufkommen?“ sagte sie einladend. „Die zweite Tür rechts.“

„Es gibt Menschen, die man auf den ersten Blick als Freund erkennt“, setzte er mir sorgfältig auseinander. „Man kann in ihrer Gegenwart ganz unbefangen sein, weil man weiß, daß einem von ihnen niemals Gefahr drohen wird. Das war Anna“,

schloß er, und ich kann nicht entscheiden, ob er mit Absicht in der Vergangenheit sprach oder nicht.

Zum Unterschied von den Garderoben der meisten Schauspielerinnen war diese nahezu leer. Da gab es keinen Wandschrank, der von Kostümen überquoll, kein Durcheinander von kosmetischen Artikeln und Schminkriegeln; an der Tür hing ein Schlafrock; auf dem einzigen Lehnstuhl lag ein Pullover, den Martins vom zweiten Akt her kannte, und auf dem Schminktisch stand eine Dose, die halbaufgebrauchte Schminkfarben und Fettcreme enthielt. Auf einem Gaskocher summte leise ein Kessel.

„Möchten Sie gerne eine Tasse Tee?“ fragte sie. „Vorige Woche schickte mir jemand ein Paket. Die Amerikaner tun das bisweilen bei einer Premiere, statt Blumen zu spenden.“

„Ja, bitte“, antwortete er, obwohl er nichts mehr haßte als Tee. Er sah ihr zu, wie sie ihn völlig unsachgemäß bereitete: das Wasser kochte nicht, die Kanne war nicht vorgewärmt, und überdies nahm sie zu wenig Tee.

„Ich habe nie ganz begriffen, warum die Engländer so gern Tee trinken.“

Er leerte seine Tasse schnell, als wäre es Medizin, und sah dann zu, wie sie zart und behutsam an der ihren nippte. Endlich begann er: „Ich wollte Sie unbedingt sprechen. Wegen Harry.“

Das war der Moment, den er gefürchtet hatte. Er sah, wie sich ihr Mund straffte, weil sie sich für das Kommende wappnete.

„Ja?“

„Ich habe ihn seit zwanzig Jahren gekannt. Ich war sein Freund. Sie müssen wissen, daß wir Schulkameraden waren, und später vergingen kaum ein paar Monate, ohne daß wir uns trafen ...“

„Als ich Ihre Karte erhielt, konnte ich nicht nein sagen. Aber es gibt wirklich nichts, worüber wir jetzt noch sprechen könnten, wirklich nichts.“

„Ich wollte nur erfahren ...“

„Er ist tot. Das ist das Ende. Alles ist vorbei - aus. Wozu noch Worte verlieren?“

„Wir haben ihn beide geliebt.“

„Ich weiß nicht. Man weiß so etwas nicht mehr - wenn alles vorbei ist. Ich weiß überhaupt nichts mehr, außer ...“

„Außer was?“

„Außer, daß ich auch tot sein möchte.“

Martins erzählte mir darüber: „Daraufhin wäre ich um ein Haar weggegangen. Warum sollte ich sie wegen der verrückten Idee, die ich mir in den Kopf gesetzt hatte, noch länger quälen? Aber dann richtete ich doch noch eine Frage an sie: ‚Kennen Sie einen gewissen Cooler?‘“

„Einen Amerikaner?“ fragte sie. „Ich glaube, das war der Herr, der mir nach Harrys Tod Geld brachte. Erst wollte ich es nicht annehmen, aber dann sagte er, Harry hätte darauf bestanden - kurz vor seinem Tod.“

„Also starb er nicht augenblicklich?“

„O nein.“

Daran knüpfte Martins in seiner Erzählung die Bemerkung: „Ich begann schon zu überlegen, warum sich dieser Gedanke so in meinem Hirn festgesetzt hatte, und meinte dann, daß es nur der Mann im Stiegenhaus vor Harrys Wohnung gewesen war, der dies behauptet hatte - sonst niemand. Ich sagte zu Anna: ‚Er muß bis zum Schluß bei klarem Bewußtsein gewesen sein - an mich hat er nämlich auch gedacht. Das scheint mir ein Beweis dafür, daß er gar keine Schmerzen litt.“

„Das sage auch ich mir die ganze Zeit.“

„Haben Sie den Arzt einmal gesehen?“

„Nur ein einziges Mal. Harry schickte mich zu ihm. Er war Harrys Hausarzt; er wohnte nämlich ganz in der Nähe.“

Plötzlich sah Martins in jenem seltsamen Winkel des Geistes, der schlagartig und völlig irrational solche Phantasiebilder gebiert, eine Wüstenlandschaft, auf dem Boden eine Leiche und um sie versammelt eine Schar Raubvögel. Vielleicht war es auch nur eine Szene aus einem seiner noch ungeschriebenen Bücher, die sich da an der Schwelle des Bewußtseins formte. Die Vision verschwand sofort wieder, und Martins dachte, wie sonderbar es sei, daß alle Bekannten Harrys ausgerechnet im Augenblick seines Todes zur Stelle waren - Kurtz, der Arzt und dieser Cooler; nur die beiden Menschen, die ihn wirklich liebten, waren nicht dabei gewesen. Er sagte:

„Und der Chauffeur? Haben Sie seine Aussagen gehört?“

„Er war außer sich, völlig verstört. Aber Coolers Aussage und auch die von Kurtz entlasteten ihn. Nein, der Unfall war nicht die Schuld des armen Teufels. Harry hat mir wiederholt erzählt, was für ein vorsichtiger Fahrer er ist.“

„Was? Auch er kannte Harry?“

Noch ein Vogel flatterte zur Erde und gesellte sich zu den andern rings um den reglosen Körper, der mit dem Gesicht nach unten im Sande lag. Jetzt konnte er an den Kleidern erkennen, daß es Harry war, und auch an der Stellung, die der eines Jungen glich, der in der Hitze des Sommernachmittags am Rande einer Spielwiese im Grase schläft.

Vor dem Fenster der Garderobe rief jemand: „Fräulein Schmidt!“ Darauf sagte sie: „Sie haben es nicht gern, wenn man zu lange in der Garderobe bleibt. Man verbraucht den Strom des Theaters.“

Im Laufe des Gesprächs, hatte Martins den Gedanken, ihr das Letzte ersparen zu können, allmählich aufgegeben. So fuhr er fort: „Die Polizei behauptet, sie hätte Harry in nächster Zeit

verhaftet. Man wollte ihn wegen irgendeiner Schiebung belangen.“

Diese Mitteilung nahm sie nicht anders auf als Kurtz. „Jeder schiebt heutzutage“, sagte sie.

„Ich kann aber nicht glauben, daß Harry in etwas Ernstes verwickelt war.“

„Ich auch nicht.“

„Vielleicht haben ihm die andern die Sache bloß in die Schuhe geschoben. Kennen Sie einen gewissen Kurtz?“

„Kurtz? Nein, denke nicht.“

„Er trägt eine Perücke.“

„Oh, den!“ Martins konnte sehen, daß der Schuß ins Schwarze getroffen hatte. Deshalb bohrte er weiter: „Finden Sie es nicht höchst auffallend, daß sie alle - bei Harrys Tod zugegen waren? Alle waren mit Harry bekannt. Selbst der Chauffeur, der Arzt ...“

Mit der unheimlichen Ruhe völliger Hoffnungslosigkeit entgegnete sie: „Darüber habe ich mir auch schon den Kopf zerbrochen, obwohl ich von Kurtz noch nichts wußte. Ich fragte mich, ob sie ihn vielleicht ermordeten. Aber was für einen Sinn hat dieses qualvolle Grübeln?“

„Ich kriege diese Hunde“, sagte Rollo Martins.

„Es hat doch keinen Sinn. Vielleicht hat die Polizei recht. Vielleicht war der arme Harry tatsächlich in eine Schiebung ...“

„Fräulein Schmidt!“ rief die Stimme wieder.

„Ich muß gehen.“

„Ich begleite Sie noch ein Stück.“

Draußen war es fast schon dunkel; der Schneefall hatte für eine Weile ausgesetzt, und die mächtigen Statuen der Ringstraße, die stolzen Rosse, die Triumphwagen und die Adler, schimmerten im schwindenden Abendlicht matt wie graues Blei.

„Es ist besser, man gibt es auf und vergißt“, sagte Anna.

Im fahlen Licht des aufgehenden Mondes lag der Schnee knöcheltief auf den ungefegten Gehsteigen.

„Würden Sie mir die Adresse des Arztes geben?“

Sie stand im Schutze einer Hausmauer, während sie sie für ihn aufschrieb.

„Und Ihre auch?“

„Wozu brauchen Sie meine Adresse?“

„Für den Fall, daß ich eine Nachricht für Sie habe.“

„Sie können mir keine Nachricht bringen, die mir noch nützen würde.“

Aus einiger Entfernung beobachtete er, wie sie in die Straßenbahn stieg, den Kopf gegen den Wind gestemmt - ein kleines dunkles Fragezeichen im Weiß des Schnees.

VI

Ein Amateurdetektiv hat dem Berufskriminalisten das eine voraus: er ist an keine festen Arbeitsstunden gebunden. Rollo Martins' Tätigkeit beschränkte sich nicht auf den Achtstundentag; seine Nachforschungen wurden nicht durch Eßpausen unterbrochen. Deshalb erledigte er an seinem ersten Tag so viel, wie meine Leute in zwei Tagen geschafft hätten, und überdies begann er schon mit dem Vorsprung, daß er Harrys Freund war. Er arbeitete gewissermaßen von innen heraus, während wir an der Außenseite des Geheimnisses herumtasteten.

Dr. Winkler war zu Hause. Für einen Polizeioffizier wäre er vielleicht nicht zu Hause gewesen. Wieder hatte Martins auf seine Karte die Worte geschrieben, die wie ein „Sesam, tu dich auf!“ wirkten: „Ein Freund von Harry Lime.“

Dr. Winklers Wartezimmer erinnerte Martins an einen Antiquitätenladen, dessen besondere Spezialität religiöse Kunstwerke sind. Es gab darin mehr Kruzifixe, als er auf den ersten Blick zählen konnte, und die jüngsten von ihnen schienen mindestens auf das siebzehnte Jahrhundert zurückzugehen. Überall standen Statuen in Holz und Elfenbein und dazwischen eine Anzahl von Reliquienkästchen: kleine Knochensplitter, die mit den Namen von Heiligen beschrieben und auf einer Unterlage von Blattzinn in ovale Rahmen gefaßt waren. „Wenn diese echt sind“, überlegte Martins, „was für ein wunderliches Geschick für ein Stückchen vom Fingerknöchel der heiligen Susanna, ausgerechnet in Dr. Winklers Wartezimmer eine Ruhestätte zu finden!“ Selbst die häßlichen hohen Lehnstühle sahen aus, als hätten einst Kardinale darin gesessen. Das Zimmer war muffig, und man schnupperte unwillkürlich nach dem Geruch von Weihrauch. In einem kleinen goldenen Kästchen lag ein Splitter vom Kreuz Christi. Hinter Martins nieste jemand und riß ihn aus seinen Gedanken. Dr. Winkler war der reinlichste Arzt, dem Martins je begegnet war. Er war sehr klein und mit peinlicher Sorgfalt in einen schwarzen Gehrock gekleidet, zu dem er einen hohen steifen Kragen trug; sein kleiner schwarzer Schnurrbart mutete an wie die schwarze Binde zu einem Abendanzug. Wieder nieste er; vielleicht war ihm kalt, weil er so blitzsauber war.

„Mr. Martins?“ sagte er in fragendem Ton.

Rollo Martins überkam das unwiderstehliche Verlangen, Dr. Winkler irgendwie zu besudeln.

„Dr. Winkel?“ sagte er.

„Dr. Winkler!“ verbesserte der Arzt.

„Sie haben hier eine interessante Sammlung.“

„Ja.“

„Diese Heiligengebeine ...“

„... sind Hühner- und Hasenknochen." Dr. Winkler zog ein riesiges weißes Taschentuch aus seinem Rockärmel hervor, als wäre er ein Taschenspieler, der plötzlich die Flagge seines Landes herbeizaubert, und schneuzte sich sauber und gründlich, wobei er erst das eine, dann das andere Nasenloch zuhielt. Martins erwartete, daß er nach dieser einmaligen Benützung das Taschentuch wegwerfen werde.

„Würden Sie die Güte haben, Mr. Martins, mir den Zweck Ihres Besuches zu erklären? Ein Patient wartet auf mich.“

„Wir waren beide Freunde von Harry Lime.“

„Ich war sein ärztlicher Berater“, verbesserte ihn Dr. Winkler wieder und wartete dann, umringt von seinen Kruzifixen, starrsinnig auf Martins' nächsten Zug.

„Ich kam erst nach Wien, als die polizeiliche Untersuchung schon vorüber war. Harry hatte mich eingeladen, herzukommen und ihm in irgendeiner Sache behilflich zu sein. Ich erfuhr von seinem tödlichen Unfall erst nach meiner Ankunft.“

„Sehr traurig“, bemerkte Dr. Winkler.

„Sie werden begreifen, daß ich unter diesen Umständen soviel wie möglich erfahren möchte.“

„Ich kann Ihnen nichts sagen, was Sie nicht ohnehin schon wissen. Er wurde von einem Auto überfahren. Als ich eintraf, war er bereits tot.“

„Kann er vorher überhaupt noch bei Bewußtsein gewesen sein?“

„Wie ich höre, war er es für ganz kurze Zeit, während man ihn ins Haus trug.“

„Litt er starke Schmerzen?“

„Nicht unbedingt.“

„Und Sie sind ganz gewiß, daß es ein Unfall war?“

Dr. Winkler rückte ein Kruzifix zurecht. „Ich war nicht dabei. Deshalb bezieht sich mein Urteil lediglich auf die Todesursache. Haben Sie irgendeinen Grund, zu zweifeln?“

Der Amateur hat noch einen andern Vorteil vor dem Berufsdetektiv: er kann rücksichtslos vorgehen. Er kann unnötige Wahrheiten aussprechen und kühne Theorien entwickeln. So sagte Martins nun: „Die Polizei hat Harry mit einer sehr üblen Schieberaffäre in Verbindung gebracht. Da scheint es mir möglich, daß er ermordet worden ist - oder sogar Selbstmord begangen hat.“

„Ich bin nicht kompetent, darüber ein Urteil abzugeben“, war Dr. Winklers Einwand.

„Kennen Sie einen gewissen Cooler?“

„Kann mich nicht entsinnen.“

„Er war dabei, als Harry überfahren wurde.“

„Dann kenne ich ihn natürlich - er trägt eine Perücke.“

„Das ist Kurtz.“

Dr. Winkler war nicht nur der reinlichste, sondern auch der vorsichtigste Arzt, dem Martins je begegnet war. Seine Äußerungen waren derart knapp, daß man nicht eine Sekunde lang an ihrer Wahrheit zweifeln konnte. „Es war noch ein zweiter Mann zugegen.“ Man hatte das Gefühl, wenn er einen Fall von Scharlach zu diagnostizieren hätte, würde er sich auf die Feststellung beschränken, daß ein Ausschlag sichtbar und die Temperatur so und so hoch sei. Bei einer polizeilichen Untersuchung würde man ihm nie einen Irrtum nachweisen können.

„Waren Sie lange Harrys Hausarzt?“ Es schien ihm seltsam, daß sich Harry diesen Pedanten als Arzt aussuchen sollte - ausgerechnet Harry, der gerne Menschen von einem gewissen Leichtsinn um sich sah, Menschen, die ohne weiteres eines Irrtums fähig gewesen wären.

„Ungefähr ein Jahr lang.“

„Na, ich danke Ihnen jedenfalls dafür, daß ich Sie sprechen konnte.“

Dr. Winkler verbeugte sich; dabei war ein leises Knarren zu vernehmen, als trüge er ein Hemd aus Zelluloid.

„Ich darf Sie Ihren Patienten nicht länger vorenthalten“, sagte Martins; während er sich von Doktor Winkler abwandte, fiel ihm ein Kruzifix auf, das er bisher noch nicht gesehen hatte: der Heiland hing am Kreuz, die Arme hoch über sein Haupt gestreckt; ganz im Stile El Grecos spiegelte sich die Todesqual in einem überlangen Antlitz. „Ein merkwürdiges Kruzifix“, sagte Martins.

„Jansenistisch“, bemerkte Dr. Winkler und schloß unvermittelt den Mund, als hätte er sich einer schweren Indiskretion schuldig gemacht.

„Das Wort habe ich noch nie gehört. Warum sind die Arme über dem Kopf?“

Darauf sagte Dr. Winkler mit einigem Widerstreben: „Weil er - nach der Ansicht der Jansenisten - nur für die Auserwählten starb.“

VII

Wenn ich so meine Akten durchblättere, die Aufzeichnungen der verschiedenen Gespräche und die Aussagen der einzelnen Personen überfliege, so meine ich, daß es zu diesem Zeitpunkt Rollo Martins noch ohne weiteres möglich gewesen wäre, Wien unangefochten zu verlassen. Er hatte eine Neugierde an den Tag gelegt, die ihm sehr gefährlich werden konnte; doch war bislang noch nichts Unwiderrufliches geschehen. Niemand hatte sich verraten. Martins' tastende Finger hatten in der glatten Mauer der Lüge und Täuschung noch keine merkliche Ritze entdeckt. Als er Dr. Winkler verließ, befand er sich noch

nicht in persönlicher Gefahr. Er hätte sich im „Hotel Sacher“ ins Bett legen und mit ruhigem Gemüt einschlafen können. Er hätte in diesem Stadium selbst Cooler besuchen können, ohne seine Sicherheit aufs Spiel zu setzen. Niemand war bis dahin ernstlich beunruhigt gewesen. Zu seinem Unglück - und er wird dies in seinem Leben noch oft bereuen - entschloß er sich aber, noch einmal Harrys Wohnung aufzusuchen. Er wollte sich mit dem kleinen griesgrämigen Herrn eingehender unterhalten, der behauptet hatte, den Unfall mitangesehen zu haben - oder hatte der gar nicht so viel gesagt? Auf seiner Wanderung durch die dunklen, frostharten Straßen hatte er zwar einen Augenblick überlegt, ob er nicht geradewegs zu Cooler gehen solle, um das Bild jener unheimlichen Aasgeier zu vervollständigen, die um Harrys Leiche hockten. Dann aber hatte der Rollo in ihm, der als Rollo nun einmal nicht anders konnte, mit einem Geldstück ausgeknobelt, was er tun werde, und sich für den andern Schritt entschieden, der zum Tode zweier Menschen führen sollte.

Vielleicht hatte der kleine Mann - Koch hieß er - ein Gläschen Wein über den Durst getrunken, vielleicht hatte er im Büro einen guten Tag gehabt: jedenfalls war er diesmal, als Rollo Martins an seiner Wohnung läutete, sehr aufgeräumt und gern zu einer Unterhaltung bereit. Er hatte eben sein Abendbrot beendet und trug davon noch Brotkrumen in seinem Schnurrbart. „Ja, ich erinnere mich. Sie sind doch der Freund vom Herrn Lime.“

Er lud Martins mit großer Herzlichkeit in seine Wohnung ein und stellte ihn seiner kolossalen Gattin vor, die er aber offenbar sehr streng im Zaum zu halten wußte. „Ja, in der guten alten Zeit hätt' ich Ihnen eine Schale Kaffee angeboten. Aber heutzutage ...“

Martins reichte sein Zigarettenetui herum, und die Stimmung wurde noch herzlicher. „Wie Sie gestern angeläutet hab'n, da

hab' ich eine leichte Migrän' g'habt, und meine Frau war auch nicht daheim, und da hab' ich selber die Tür aufmachen müssen.“

„Sagten Sie mir nicht gestern, daß Sie den Unfall selbst mitangesehen haben?“

Herr Koch wechselte einen Blick mit seiner Frau. „Die polizeiliche Untersuchung ist abgeschlossen, Ilse“, sagte er beschwichtigend zu ihr. „Jetzt kann man ja darüber reden. Verlaß dich nur auf mich. Der Herr da ist ein Freund. Ja, ich hab' den Unfall g'sehn, aber Sie sind der einzige, der davon was erfährt. Wenn ich sag', ich hab' ihn g'sehn, dann mein' ich eigentlich, ich hab' ihn g'hört. Ich hab' den Wagen bremsen g'hört und schleudern, und wie ich zum Fenster renn', seh' ich grad noch, wie sie ihn ins Haus 'trag'n hab'n.“

„Das haben Sie aber bei der Polizei nicht angegeben?“

„Man soll sich in solche Sachen nicht hineinmischen. In meinem Amt haben s' eh zu wenig Leut', und eigentlich hab' ich's ja nicht direkt g'sehn ...“

„Gestern erzählten Sie mir doch, wie es passiert ist.“

„So ist es in der Zeitung g'stand'n.“

„Hat er starke Schmerzen gelitten?“

„Er war gleich tot. Ich hab' von meinem Fenster hinunterg'schaut und hab' das Gesicht g'sehn. Ich weiß schon, wann ein Mensch tot ist. Schaun S', das ist ja mein Beruf. Ich bin Oberaufseher in der Leichenhalle.“

„Die andern behaupten aber, daß er nicht sofort tot war.“

„Vielleicht kennen die Herren den Tod nicht so gut wie ich.“

„Hm. Als der Arzt kam, war er natürlich schon tot. Das hat mir Dr. Winkler selbst bestätigt.“

„Er war sofort tot. Glauben S' mir das doch; ich kenn' mich doch aus.“

„Dann glaube ich, Herr Koch, hätten Sie das unbedingt bei der Polizei angeben müssen.“

„Heutzutage muß jeder auf sich selber schaun, Herr Martins. Ich war nicht der einzige, der nicht ausgesagt hat.“

„Wie meinen Sie das?“

„Es waren drei Männer, die Ihren Freund ins Haus 'trag'n hab'n.“

„Ja, das weiß ich - zwei Herren und der Chauffeur.“

„Der Chauffeur hat sich nicht vom Fleck g'rührt. Der arme Kerl war ganz durcheinander.“

„Drei Männer ...“

Plötzlich war es Martins so, wie wenn seine Finger beim Hintasten über die glatte Wand nicht gerade eine Ritze, aber doch eine leichte Unebenheit entdeckt hätten, die von den sonst so sorgfältigen Maurern übersehen und nicht geglättet worden war.

„Können Sie mir die Männer beschreiben?“

Aber Herr Koch besaß keine Übung im Beobachten lebender Menschen; nur der Mann mit der Perücke war ihm aufgefallen - die beiden andern waren eben nur Männer gewesen, weder groß noch klein, weder dick noch dünn. Er hatte sie aus ziemlicher Höhe perspektivisch verkürzt gesehen; und außerdem hatten sie sich über ihre Last gebeugt. Sie hatten nicht aufgeblickt, und er hatte sich schleunigst zurückgezogen und das Fenster geschlossen, weil er sofort das Gefühl gehabt hatte, daß es besser wäre, nicht gesehen zu werden.

„Jetzt sehn S', daß ich nichts auszusagen hatte.“

„Nichts auszusagen!“ dachte sich Martins. „Nichts auszusagen!“ Nun hegte er nicht mehr den geringsten Zweifel, daß ein Mord geschehen war. Denn warum hätten sie ihn sonst über den Zeitpunkt des Todes angelogen? Und mit ihren Geldgeschenken und der Flugkarte wollten sie die einzigen zwei Freunde, die Harry in Wien hatte, zum Schweigen bringen. Und der dritte Mann? Wer war dieser dritte Mann?

Martins fragte: „Sahen Sie Herrn Lime aus dem Haus gehen?“

„Nein.“

„Haben Sie einen Schrei gehört?“

„Nur die Bremsen hab' ich g'hört, Herr Martins.“

Martins kam der Gedanke: „Abgesehen von den Angaben, Kurtz', Coolers und des Chauffeurs gibt es keinen einwandfreien Beweis dafür, daß das der genaue Zeitpunkt von Harrys Tod war.“

Es lag zwar noch der ärztliche Befund vor, aber dieser besagte auch nicht mehr, als daß der Tod binnen einer halben Stunde eingetreten war; überdies kam diesem Gutachten nicht mehr Beweiskraft zu als den Worten Dr. Winklers, dieses reinlichen, selbstbeherrschten Mannes, der leise knarrend zwischen seinen Kruzifixen umherwanderte.

„Herr Martins, es ist mir g'rad eing'fall'n - Sie bleiben doch in Wien?“

„Ja.“

„Wenn Sie eine Unterkunft brauchen und gleich zum englischen Wohnungsamt gehn, dann können S' vielleicht die Wohnung vom Herrn Lime kriegen. Sie ist nämlich beschlagnahmt.“

„Wer hat die Schlüssel dazu?“

„Ich.“

„Kann ich mir die Wohnung ansehen?“

„Ilse, die Schlüssel!“

Herr Koch führte ihn in die Wohnung, die Harry gehört hatte. In dem kleinen, finsternen Vorzimmer hing noch der Duft von Zigarettenrauch - der Duft jener türkischen Zigaretten, die Harry so gern geraucht hatte. Seltsam, daß der Geruch eines Menschen noch an den Falten der Vorhänge haftet, obwohl er selbst schon längst zu bestehen aufgehört hat und nichts mehr ist als ein Hauch und Verwesung. Eine einzige Lampe unter einem Schirm mit schweren Glasperlenfransen ließ den Raum im Halbdunkel, so daß sie nach den Türklinken tasten mußten.

Das Wohnzimmer war ganz leer. Martins erschien es zu leer. Die Stühle waren an die Wände gerückt worden. Auf dem Schreibtisch, an dem wohl Harry seine Briefe geschrieben hatte, fanden sich keine Papiere und auch keine Spur von Staub. Der Parkettboden warf das Licht wie ein Spiegel zurück. Herr Koch öffnete eine Tür und zeigte Martins das Schlafzimmer, wo das Bett fein säuberlich mit frischem Leinen bezogen war. Nur der Zigarettenrauch in der dunklen Diele gab dem Besucher das Gefühl, daß hier jemand gewohnt hatte.

„Sehen Sie, Herr Martins“, begann Koch, „es ist alles für einen neuen Mieter bereit. Meine Frau hat schon aufgeräumt.“

Das hatte sie allerdings getan! Nach einem solchen Todesfall hätte man mehr Überbleibsel erwartet. Ein Mensch kann nicht plötzlich und unerwartet seine längste Reise antreten, ohne dieses oder jenes zu vergessen, ohne eine unbezahlte Rechnung, ein unausgefülltes Formular, die Photographie einer geliebten Frau zurückzulassen. „Waren keinerlei Papiere vorhanden, Herr Koch?“ fragte er.

„Nein. Herr Lime war immer sehr ordentlich. Sein Papierkorb war vollg'stopft und seine Aktentasche auch; aber die hat sein Freund mitg'nommen.“

„Sein Freund?“

„Ja, der Herr mit der Perücke.“

Es war natürlich möglich, daß Lime seine letzte Reise nicht ganz so unerwartet angetreten hatte, und Martins drängte sich der Gedanke auf, daß sein Freund Harry vielleicht mit seiner rechtzeitigen Ankunft und Hilfe gerechnet hatte. So sagte er zu Koch: „Ich habe das Gefühl, daß mein Freund ermordet wurde.“

„Ermordet?“ Herrn Kochs Herzlichkeit war mit einemmal wie weggeblasen. Er sagte erregt: „Ich hätt' Sie nicht hereing'lassen, wenn ich g'wußt hätt', daß Sie so einen Unsinn daherreden werden.“

„Warum soll es Unsinn sein?“

„Weil wir in unserer Zone keine Mörder hab'n.“

„Trotzdem kann Ihre Aussage unter Umständen äußerst wertvoll sein.“

„Ich hab' nichts auszusagen. Ich hab' nichts g'sehn. Mich geht die ganze Geschichte nichts an. Schauen S', daß Sie 'nauskommen! So eine Unverschämtheit!“ Damit drängte er Martins wieder durch das Vorzimmer hinaus, wo sich der Duft der Zigaretten bereits zu verflüchtigen schien. Kochs letzte Worte, ehe er seine eigene Wohnungstür mit einem Knall zuschlug, waren: „Mich geht die ganze Geschichte nichts an!“ Armer Herr Koch! Wir können uns nicht aussuchen, was uns etwas angehen soll und was nicht. Als ich später Martins einem eingehenden Verhör unterzog, richtete ich die Frage an ihn: „Sahen Sie irgend jemanden im Stiegenhaus oder draußen auf der Straße?“

„Niemanden.“ Es wäre für ihn von größtem Vorteil gewesen, sich an einen zufällig vorübergehenden Passanten zu erinnern, und so glaubte ich seinen Worten. Er fuhr fort: „Es fiel mir selbst unwillkürlich auf, wie schweigsam und verlassen die ganze Straße dalag. Ein Teil davon ist zerbombt, das wissen Sie ja, und der Mond schien auf die schneebedeckten Schutthaufen. Es herrschte lautlose Stille, und ich konnte das Knirschen meiner eigenen Schritte im Schnee hören.“

„Das beweist natürlich noch nichts. Wenn Ihnen jemand gefolgt war, so konnte er sich leicht im Keller verstecken.“

„Ja freilich.“

„Oder Ihre ganze Geschichte ist ein Schwindel.“

„Ja.“

„Ich sehe allerdings kein Motiv, warum Sie es getan haben sollten. Freilich haben Sie sich schon dadurch strafbar gemacht, daß Sie sich unter Vorspiegelung falscher Tatsachen

Geld verschafft haben. Sie sind nach Wien gekommen, um Lime zu besuchen, vielleicht auch, um ihm zu helfen ...“

Martins unterbrach mich ungeduldig: „Jetzt sagen Sie mir schon endlich, was das für eine Schiebung war, auf die Sie immer wieder anspielen.“

„Ich hätte Ihnen schon bei unserem ersten Zusammentreffen den ganzen Sachverhalt erklärt, wenn Sie nicht so verdammt schnell aufgebraust wären. Im jetzigen Zeitpunkt halte ich es nicht für ratsam, Sie einzuweißen. Es hieße amtliche Informationen preisgeben, und Ihre Bekanntschaften sind nicht gerade vertrauenerweckend: ein Mädchen mit gefälschten Papieren, die Lime ihr besorgt hat, dann dieser Herr Kurtz ...“

„Und Dr. Winkler ...“

„Gegen Winkler liegt nichts vor. Nein, wenn S i e auch zu den Gaunern zählen, dann sind Sie auf meine Informationen nicht angewiesen; aber es könnte Ihnen von Nutzen sein, genau zu erfahren, wieviel wir wissen. Unser Beweismaterial ist auch nicht vollständig.“

„Darauf möchte ich wetten! Einen besseren Detektiv, als Sie sind, könnte ich erfinden, während ich in der Badewanne sitze.“

„Na, Ihr literarischer Stil tut Ihrem großen Namensvetter keineswegs Ehre an.“ Jedesmal, wenn Martins an Mr. Crabbin, den armen, vielgeplagten Vertreter der British Cultural Relations Society erinnert wurde, errötete Rollo Martins vor Verdruß, Verlegenheit und Scham. Auch dieser Umstand bestimmte mich dazu, ihm Vertrauen zu schenken.

Allerdings hatte er Crabbin ein paar ungemütliche Stunden bereitet. Als er nach seiner Unterredung mit Koch ins „Sacher“ zurückkehrte, hatte er einen verzweiferten Brief von Crabbin vorgefunden: „Ich versuche schon den ganzen Tag, Sie ausfindig zu machen“, schrieb er. „Wir müssen uns unbedingt treffen und ein ordentliches Programm für Sie ausarbeiten.“

Heute früh habe ich telephonisch Vorträge in Innsbruck und Salzburg für die nächste Woche arrangiert, aber ich brauche Ihre Zustimmung zu den Themen, damit wir ordentliche Programmzettel drucken lassen können. Ich würde folgende zwei Vorträge vorschlagen: „Die Glaubenskrise in der abendländischen Welt“ (Sie werden hier als christlicher Dichter geschätzt, aber der Vortrag soll ganz unpolitisch sein, ohne jede Anspielung auf Rußland oder den Kommunismus) und „Die Technik des zeitgenössischen Romans“. Dieselben Vorträge würden Sie dann auch in Wien halten. Abgesehen davon gibt es hier eine ganze Reihe von Leuten, die Sie gerne persönlich kennenlernen möchten, und deshalb habe ich die Absicht, zu Beginn der nächsten Woche eine Cocktailparty zu geben. Aber um das alles ins reine zu bringen, muß ich unbedingt kurz mit Ihnen sprechen.“ Der Brief endete im Ton ängstlicher Besorgnis: „Sie kommen doch morgen verlässlich zu unserem Diskussionsabend? Wir erwarten Sie um 8 Uhr 30 und - das brauche ich gar nicht erst zu betonen - freuen uns schon sehr auf Ihr Kommen. Ich schicke Ihnen Punkt 8 Uhr 15 einen Wagen zum Hotel.“

Rollo Martins las den Brief und legte sich zu Bett, ohne sich über Mr. Crabbin weiter den Kopf zu zerbrechen.

VIII

Wenn Rollo Martins zwei Gläser getrunken hatte, dann wandten sich seine Gedanken unweigerlich den Frauen zu, begannen sie sich in einer verschwommenen, gefühlsseligen, romantischen Art mit ihnen als Geschlecht im allgemeinen zu beschäftigen. Aber schon nach dem dritten Glas pflegte er wie

ein Pilot, der einen plötzlichen Sturzflug macht, um unter der Wolkendecke die Orientierung wiederzufinden, auf die eine Frau zuzusteuern, die gerade erreichbar war. Und wenn ihm Cooler nicht dieses dritte Glas angeboten hätte, wäre er wahrscheinlich nicht so rasch zu Anna Schmidts Wohnung gegangen, und wenn - aber mein Stil krankt ohnehin schon an allzuvielen Wenn, weil es zu meinem Beruf gehört, Möglichkeiten, menschliche Möglichkeiten, gegeneinander abzuwägen, und weil dem Ratschluß des Schicksals in meinen Akten nie und nimmer ein Platz eingeräumt werden darf.

Martins hatte die Mittagsstunden darauf verwendet, die Protokolle der polizeilichen Erhebungen durchzulesen, womit er neuerlich die Überlegenheit des Amateurs über den Professional unter Beweis stellte und zugleich auch seinen nüchternen Liebhaberkriminalisten den Anfechtungen von Coolers Alkohol (den wir Berufsdetektive pflichtschuldigst zurückgewiesen hätten) noch leichter zugänglich machte. Es war fast fünf Uhr, als er Coolers Wohnung betrat, die über einem Eissalon in der amerikanischen Zone lag. Das Lokal im Erdgeschoß war voll amerikanischer Soldaten mit ihren Mädchen, und das Geklapper der langen Eislöffel und das merkwürdig freie und ungezwungene Gelächter verfolgten ihn noch die Treppe hinauf.

Der Engländer, der gegen Amerikaner im allgemeinen eingenommen ist, pflegt als Ausnahme einen Menschen vom Schlage Coolers vor seinem geistigen Auge zu haben: einen Mann mit wirrem grauem Haar, einem bekümmerten, gütigen Antlitz und weitsichtigen Augen - den Menschenfreund, der bei einer Flecktyphusepidemie, einem Weltkrieg oder einer chinesischen Hungersnot auftaucht, lange bevor seine Landsleute den Ort im Atlas gefunden haben. Wieder wirkte die Bemerkung „Ein Freund von Harry“ wie eine Eintrittskarte. Cooler war in Offiziersuniform, auf deren

Kragenspiegeln geheimnisvolle Buchstaben prangten, während Rangabzeichen fehlten - wenngleich sein Dienstmädchen von ihm als Oberst gesprochen hatte. Sein warmer, ehrlicher Händedruck war das Freundlichste, was Martins bisher in Wien erlebt hatte.

„Jeder Freund von Harry ist mir herzlich willkommen“, sagte Cooler. „Ich habe natürlich von Ihnen schon gehört.“

„Durch Harry?“

„Ich bin ein begeisterter Leser von Wildwestgeschichten“, gab Cooler zur Antwort, und Martins glaubte ihm diese schmeichelhafte Äußerung, wie er sie Kurtz nicht geglaubt hatte.

„Ich dachte mir, ob Sie mir vielleicht - Sie waren doch dabei? - etwas über Harrys Tod sagen könnten.“

„Es war furchtbar“, sagte Cooler. „Ich überquerte gerade die Straße, um Harry zu besuchen. Er und Mr. Kurtz waren auf dem Gehsteig. Wenn ich nicht über die Straße gegangen wäre, wäre Harry vielleicht auf der andern Seite geblieben. Aber er sah mich, und trat, ohne nach links und rechts zu schauen, vom Randstein hinunter, um mir entgegenzugehen. Da kam der Jeep und - es war fürchterlich, ganz fürchterlich! Der Chauffeur bremste noch, aber es half nichts mehr. Trinken Sie einen Whisky, Mr. Martins. Es klingt vielleicht lächerlich, aber ich bin jedesmal ganz erschüttert, wenn ich bloß daran denke.“ Während er das Sodawasser in das Glas zwischen ließ, fuhr er fort: „Ich habe nämlich trotz dieser Uniform noch nie einen Menschen so plötzlich sterben sehen.“

„War der andere Mann im Wagen?“

Cooler tat einen langen Zug aus seinem Glas und maß dann mit einem Blick aus seinen müden, gütigen Augen, wieviel noch darinnen übrig war. „Was für ein Mann wäre das wohl, Mr. Martins?“

„Man hat mir erzählt, daß noch jemand da war.“

„Ich weiß nicht, wie Sie auf diese Idee kommen. Sie finden das alles ja in den Polizeiakten.“ Noch einmal goß er zwei reichlich bemessene Drinks ein. „Es waren nur wir drei da - Mr. Kurtz, ich und der Chauffeur. Und natürlich dann auch der Arzt. Ich vermute, Sie dachten vorhin an den Arzt.“

„Nein, der Mann, mit dem ich sprach, sah zufällig aus dem Fenster - er hat die Wohnung neben Harry - und behauptet, er hätte drei Männer und den Chauffeur gesehen, und zwar noch ehe der Arzt erschien.“

„Das hat er aber bei der Polizei nicht angegeben.“

„Er wollte nicht in die Sache verwickelt werden.“

„Ach, diese Europäer werden wir nie zu guten Staatsbürgern erziehen. Es wäre seine Pflicht gewesen.“ Cooler brütete trübsinnig über seinem Glas. „Es ist eigenartig mit solchen Unfällen, Mr. Martins. Sie werden nie zwei Darstellungen bekommen, die genau übereinstimmen. Ja, sogar Mr. Kurtz und ich widersprachen uns in Einzelheiten. So etwas geschieht so schnell, und man legt es ja auch nicht darauf an, alles zu bemerken, bis es kracht; und hinterher soll man sich an alles erinnern und den Hergang rekonstruieren. Ich vermute, daß Ihr Bekannter versucht hat, auseinanderzuhalten, was sich vorher und was sich nachher ereignete, bis er schließlich so verwirrt wurde, daß er uns vier gar nicht unterscheiden konnte.“

„Vier?!“

„Ach - ich zählte Harry mit. Was sagte der Mann noch, Mr. Martins?“

„Nichts Besonderes - außer, daß Harry tot war, als man ihn ins Haus trug.“

„Na ja, es ging mit ihm zu Ende - kommt so ziemlich aufs gleiche hinaus. Sie trinken doch noch ein Glas, Mr. Martins?“

„Nein, danke, lieber nicht.“

„Nun, ich werde mir noch eines genehmigen. Ich hatte Ihren Freund sehr ins Herz geschlossen, Mr. Martins, und spreche nicht gern über diese traurige Sache.“

„Vielleicht trinke ich doch noch ein Glas, um Ihnen Gesellschaft zu leisten. Übrigens: kennen Sie Anna Schmidt?“ fragte Martins, während ihm der Whisky noch auf der Zunge prickelte.

„Harrys Freundin? Ich habe sie einmal getroffen, das war alles. Offen gestanden, ich habe Harry bei der Beschaffung der Papiere für Anna geholfen. So etwas würde ich normalerweise einem Fremden gar nicht auf die Nase binden. Aber manchmal muß man eben die Vorschriften umgehen. Menschlichkeit ist auch eine Pflicht.“

„Was stimmte eigentlich mit ihr nicht?“

„Sie ist Ungarin und ihr Vater war angeblich ein Nazi. Sie fürchtete sich, die Russen könnten sie schnappen.“

„Warum sollen die sich für sie interessieren?“

„Das können wir nicht immer durchschauen. Vielleicht nur, um zu zeigen, daß es nicht so ungefährlich ist, mit einem Engländer befreundet zu sein.“

„Aber sie wohnt doch in der britischen Zone.“

„Das würde die Leute nicht stören. Mit dem Jeep ist es nur fünf Minuten zur Kommandantur. Die Straßen sind schlecht beleuchtet. Und ihr habt nicht viel Polizei im Dienst.“

„Sie brachten ihr von Harry Geld, nicht wahr?“

„Ja, aber darüber hätte ich nicht geredet; hat sie es Ihnen gesagt?“

In diesem Augenblick läutete das Telephon, und Cooler leerte sein Glas. „Hallo“, rief er in den Apparat, „jawohl, stimmt, hier spricht Oberst Cooler.“ Dann saß er da, den Hörer am Ohr und im Gesicht einen Ausdruck wehmütiger Geduld, während aus weiter Ferne eine Stimme ins Zimmer drang. „Jawohl“, sagte er einmal, „jawohl.“ Sein Blick ruhte auf Martins, aber er

schien weit über ihn hinauszusehen; seine Augen waren glanzlos, müde und gütig; und sie schweiften gleichsam weit übers Meer hinaus. „Sie taten ganz recht“, sagte er in anerkennendem Ton, fuhr dann aber mit einer gewissen Schroffheit fort: „Aber selbstverständlich werden sie geliefert. Ich habe doch mein Wort gegeben. Good-bye.“

Er legte den Hörer auf und strich sich erschöpft mit der Hand über die Stirn, als versuche er, sich an irgend etwas zu erinnern, was er zu tun vorhatte. Martins störte ihn in seinen Gedanken: „Haben Sie etwas von dem Schiebergeschäft gehört, von dem die Polizei redet?“

„Verzeihen Sie - was haben Sie gesagt?“ „Die Polizei behauptet, Harry sei in eine große Schiebung verwickelt gewesen.“

„Nein“, antwortete Cooler, „nein, das ist ganz unmöglich. Er hatte ein ausgesprochenes Pflichtbewußtsein.“

„Kurtz schien es aber für möglich zu halten.“

„Kurtz versteht nichts vom angelsächsischen Wesen“, war Coolers Erwiderung.

IX

Es war nahezu dunkel, als Martins am Ufer des Donaukanals dahinschritt; auf der andern Seite des Wassers lag das halbzerstörte Dianabad und in der Ferne stand der gewaltige schwarze Reifen des Riesenrades unbewegt über den Häuserruinen. Dort drüben, jenseits der grauen Fluten, erstreckte sich der zweite Bezirk unter russischer Verwaltung. Über den Dächern der Inneren Stadt reckte der Stephansdom seinen mächtigen kriegswunden Turm zum Himmel empor.

Auf dem Wege durch die Kärntnerstraße ging Martins später an der hellerleuchteten Tür der Militärpolizei vorüber. Die vier Männer der alliierten Patrouille stiegen gerade in ihren Jeep; der russische Polizist saß neben dem Fahrer (weil die Russen an diesem Tage für die nächsten vier Wochen den Vorsitz in der Verwaltung der Inneren Stadt übernommen hatten), und der Engländer, der Franzose und der Amerikaner kletterten hinten hinein. Der dritte starke Whisky verdampfte in Martins' Hirn, und da fiel ihm das Mädchen in Amsterdam ein und das Mädchen in Paris. Die Einsamkeit schritt an seiner Seite durch die belebte Straße. Er kam an der Ecke vorbei, wo man zum „Sacher“ einbiegt, und ging weiter. Rollo hatte jetzt das Heft in der Hand und drängte ihn zu der einzigen Frau, die er in Wien kannte.

Ich fragte ihn, wieso er ihre Adresse gewußt habe. Oh, sagte er darauf, er habe im Bett den Stadtplan studiert und dabei die Straße, die sie ihm abends zuvor genannt hatte, herausgesucht. Er wollte sich in Wien auskennen und wisse mit Karten und Plänen umzugehen. Er könne sich alle wichtigen Straßenkreuzungen und auch die Straßennamen leicht einprägen, weil er den Hinweg immer zu Fuß mache.

„Den Hinweg?“ fragte ich.

„Ja, ich meine, wenn ich zu einer Frau gehe - oder sonst wohin.“

Er hatte allerdings nicht gewußt, daß er sie zu Hause antreffen werde, daß sie an diesem Abend in der Josefstadt spielfrei war. Oder vielleicht hatte er auch das den Theaterplakaten entnommen und es sich gemerkt. Wie dem auch sei, Anna war zu Hause, soferne man von Zuhausesein sprechen kann, wenn jemand allein in einem ungeheizten Zimmer sitzt, in dem das Bett als Diwan verkleidet ist. Auf einem lächerlich zierlichen und wackeligen Tischchen lag ein maschinengeschriebenes Rollenbuch, dessen erste Seite aufgeschlagen war, und Annas

Gedanken waren alles eher als „zu Hause“. Martins sagte unbeholfen (und niemand, nicht einmal Rollo, hätte sagen können, wieviel von seiner Unbeholfenheit Taktik war): „Ich dachte mir, ich schaue nur mal herauf und besuche Sie. Ich ging nämlich ganz zufällig vorüber ...“ „Sie gingen zufällig vorüber? Ja, wohin sind Sie denn unterwegs?“ Von der Inneren Stadt zur Grenze der britischen Zone war es zu Fuß eine gute halbe Stunde, aber er hatte stets eine Antwort bereit: „Ich trank bei Oberst Cooler zuviel Whisky. Da mußte ich einen kleinen Spaziergang machen und bin dabei zufällig in diese Gegend geraten.“

„Ich kann Ihnen aber nichts zu trinken anbieten außer Tee. Es ist noch etwas in dieser Packung.“

„Nein, nein, danke vielmals. Sie haben zu tun“, sagte er mit einem Blick auf das aufgeschlagene Rollenbuch.

„Ach, ich bin noch nicht über die erste Zeile hinausgekommen.“

Er nahm es in die Hand und las: „Luise tritt auf. Luise: ‚Ich hörte ein Kind schreien! ‘“

„Darf ich ein wenig hierbleiben?“ fragte er mit einer Zartheit, aus der mehr Martins als Rollo sprach. „Ich bitte Sie sogar darum.“

Er ließ sich auf den Diwan sinken, und dann erst geschah es, daß er sie zum zweitenmal genauer betrachtete - wie er mir viel später gestand; denn verliebte Leute reden gern und rekonstruieren die kleinsten Einzelheiten, wenn sie nur einen geduldigen Zuhörer finden. Nun stand sie in einer alten Hose aus Wollflanell, deren Sitz sehr unsachgemäß geflickt war, genau so unbeholfen da, wie er eben noch vor ihr gestanden hatte. Die Beine hielt sie fest gespreizt, als ob sie sich gegen jemanden verteidigen und entschlossen wäre, nicht einen Fuß breit zurückzuweichen - eine kleine, ziemlich stämmige

Gestalt, die alle Anmut, die sie besitzen mochte, abgestreift und für ihren Beruf beiseitegelegt hatte.

„Einer von den schlimmen Tagen?“ erkundigte er sich.

„Um diese Zeit ist es immer schlimm.“ Erklärend fügte sie hinzu: „Da pflegte er vorbeizukommen, und als ich Sie vorhin klingeln hörte, dachte ich einen Moment lang ...“ Sie setzte sich ihm gegenüber auf einen harten Holzstuhl und sagte flehentlich: „Bitte, sagen Sie etwas. Sie kannten ihn doch. Erzählen Sie mir irgend etwas.“

Und er begann zu erzählen, während sich vor dem Fenster die Nacht herabsenkte. Nach einer Weile merkte er, daß sich ihre Hände gefunden hatten. Zu mir sagte er darüber: „Und dabei wollte ich mich doch gar nicht verlieben - nicht in Harrys Freundin.“

„Wie ist es denn geschehen?“ fragte ich.

„Es war sehr kalt, und ich stand auf, um die Fenstervorhänge zuzuziehen“, antwortete Martins. „Ich bemerkte erst, daß meine Hand auf der ihren lag, als ich sie wegzog. Während ich mich erhob, blickte ich auf ihr Gesicht hinab und sie sah zu mir empor. Es war kein ausgesprochen schönes Gesicht - das war ja das Unglück; es war ein Gesicht, bei dem man es aushaken könnte, tagaus, tagein; ein Gesicht fürs ganze Leben. Ich kam mir vor, als hätte ich ein neues, fremdes Land betreten, dessen Sprache ich nicht beherrschte. Ich hatte stets gemeint, es sei die Schönheit, die man an einer Frau liebt. Aber da stand ich am Fenster, wartete darauf, daß ich selbst die Vorhänge zuziehe, und starrte hinaus; und sah dabei nichts als mein eigenes Gesicht, wie es ins Zimmer zurückblickte, wie es nach Anna suchte. Sie sagte: ‚Und was tat Harry damals?‘ Und mir lag die Antwort auf der Zunge: ‚Schluß jetzt mit Harry! Er ist tot. Wir haben ihn beide gern gehabt, aber er ist tot. Die Toten muß man vergessen können.‘ In Wirklichkeit sagte ich natürlich etwas ganz anderes, nämlich: ‚Was meinen Sie wohl?‘

Er pfiff einfach seine alte Melodie, als wäre nichts geschehen. ‘ Und ich pfiff sie ihr vor, so gut ich konnte. Ich hörte, wie sie plötzlich den Atem anhielt, sah mich um, und ehe ich noch überlegen konnte, ob dies der richtige Weg, der rechte Anfang, der beste Eröffnungszug wäre, platzte ich schon heraus: „Er ist nun einmal tot. Sie können ihm nicht ewig nachtrauern.““

Darauf habe sie erwidert: „Ich weiß, aber vielleicht geschieht vorher noch etwas anderes.“

„Was meinen Sie damit? Was soll vorher geschehen?“

„Ach, vielleicht bricht wieder ein Krieg aus, oder sterbe ich, oder kommen mich die Russen holen.“

„Mit der Zeit werden Sie ihn vergessen. Sie werden sich wieder verlieben.“

„Mag sein, aber ich will es nicht. Verstehen Sie nicht, daß ich es nicht will?“

Rollo Martins trat also vom Fenster zurück und ließ sich wieder auf den Diwan nieder. Als er sich vor einer halben Minute erhoben hatte, war er der Freund Harrys gewesen, der die Freundin Harrys tröstete. Jetzt war er der Mann, der in Anna Schmidt verliebt war, die ihrerseits einen Mann liebte, den sie beide gut gekannt hatten und der Harry Lime hieß. An jenem Abend sprach er nicht mehr von der Vergangenheit. Er begann ihr vielmehr von den verschiedenen Menschen zu berichten, die er besucht hatte. „Also, diesem Dr. Winkler traue ich alles zu“, sagte er. „Aber Cooler - Cooler war mir irgendwie sympathisch. Er war der einzige von Harrys Freunden, der für ihn eintrat. Dumm ist nur das eine an der Sache: wenn Cooler recht hat, dann hat Koch nicht recht; und ich glaubte da wirklich auf etwas gestoßen zu sein.“

„Wer ist Koch?“

Dann erzählte er ihr, wie er zu Harrys Wohnung zurückgekehrt war, und schilderte seine Unterredung mit Koch, die Geschichte vom dritten Mann.

„Wenn das wahr ist“, sagte sie, „ist es sehr wichtig.“

„Es beweist leider gar nichts. Schließlich hat sich doch Koch vor einer polizeilichen Einvernahme gedrückt, und dieser Fremde dürfte es ebenso gemacht haben.“

„Das ist nicht das Entscheidende“, entgegnete sie. „Das Entscheidende ist, daß dann Kurtz und Cooler Sie angelogen haben.“

„Vielleicht haben sie nur gelogen, um diesen Dritten zu decken - wenn er ein Freund von ihnen war.“

„Schon wieder ein Freund - und wieder an Ort und Stelle. Und wo bleibt dann die Aufrichtigkeit Ihres Mr. Cooler?“

„Aber was sollen wir tun? Koch wurde plötzlich stumm wie ein Fisch und warf mich hinaus.“

„Mich wird er nicht hinauswerfen“, erwiderte sie, „oder zumindest seine Frau wird es nicht tun.“

Miteinander machten sie sich auf den weiten Weg zu Harrys Wohnung. Der schwere Schnee haftete an ihren Schuhen und sie kamen nur langsam vorwärts - wie Sträflinge, die ihre Ketten schleppen. „Ist es noch weit?“ fragte schließlich Anna.

„Nicht sehr. Sehen Sie die kleine Menschenansammlung dort vorne? Dort muß es ungefähr sein.“ Die Gruppe vor ihnen war wie ein Tintenkleck, der im weißen Schnee zerrann, seine Gestalt veränderte, sich ausbreitete. Als sie näher kamen, sagte Martins: „Ich glaube, das ist sein Haus. Was machen die Leute da? Ist das vielleicht eine politische Demonstration?“

Anna Schmidt blieb stehen. „Mit wem haben Sie noch über Koch gesprochen?“ fragte sie bange.

„Nur mit Ihnen und Cooler. Warum?“

„Ich habe Angst. Es erinnert mich an ...“ Sie hielt den Blick starr auf den Menschenknäuel gerichtet, und Martins erfuhr nie, welche Erinnerung plötzlich aus ihrer wirren Vergangenheit aufgestiegen war, um sie zu warnen. „Gehen wir lieber!“ sagte sie flehentlich.

„Aber Unsinn! Ausgerechnet jetzt, wo wir endlich einer großen Sache auf die Spur gekommen sind.“

„Dann warte ich hier auf Sie.“

„Sie wollten doch mit ihm sprechen.“

„Bitte, schauen Sie zuerst, was diese Leute hier wollen ...“ Aus dem Munde eines Menschen, der hinter dem Rampenlicht sein Brot verdiente, klangen die Worte seltsam: „Ich hasse Menschenansammlungen.“

Mit langsamen Schritten ging er allein weiter; der klebrige Schnee ballte sich unter seinen Absätzen. Es war keine politische Demonstration; niemand hielt eine Rede. Er gewann vielmehr den Eindruck, daß sich alle Köpfe nach ihm umwandten, als habe man auf sein Erscheinen bereits gewartet. Als er den Außenrand des kleinen Menschaufaufs erreichte, wußte er genau, daß er vor dem richtigen Haus stand. Ein Mann sah ihn scharf an und fragte: „Gehören Sie auch dazu?“

„Wozu?“

„Na, zur Polizei.“

„Nein. Was tut denn die hier?“

„Den ganzen Tag rennen s' schon aus und ein.“

„Und worauf warten die Leute hier?“

„Die woll'n sehen, wie s' ihn aussatrag'n.“

„Wen?“

„Na, den Herrn Koch.“

Martins dachte flüchtig daran, daß außer ihm vielleicht noch jemand anderer Kochs Versäumnis, eine wichtige Aussage zu machen, bemerkt hatte, obwohl dies kaum ein solches Polizeiaufgebot rechtfertigen würde. „Was hat er denn angestellt?“ fragte er.

„Das weiß man noch nicht. Die san sich selber noch nicht im klaren - ob's a Selbstmord is oder a Mord.“

„Was? Herr Koch?“

„Ja, natürlich.“

In diesem Augenblick trat ein kleiner Bub an den Mann heran, der Martins eben die Auskunft gegeben hatte, und zupfte ihn am Ärmel. „Papa, Papa!“ sagte er. Er trug eine Wollmütze und sah darin wie ein kleiner Kobold aus. Das Gesicht des Kindes war abgezehrt und blau vor Kälte.

„Ja, Burschi, was is denn?“

„Ich hab' s' reden g'hört, Papa, durchs Kellerfenster.“

„O du Schlaumeier! Was hast denn g'hört, Hansl?“

„Die Frau Koch hat g'weint, Papa.“

„Und sonst hast nix g'hört?“

„Wohl, Papa, ich hab' g'hört, wie der große Mann mit ihr g'redt hat.“

„Ah, du bist wirklich ein Schlaucherl, Hansl. Sag dem Papa, was er g'sagt hat.“

„Er hat g'sagt: ‚Können Sie mir den Ausländer beschreiben, Frau Koch?‘“

„Haha, sehen Sie, Herr, die Polizei glaubt, es is a Mord“, wandte er sich an Martins. „Und sie werden schon recht hab'n. Warum sollt' sich denn der Koch im Keller den Hals abschneid'n?“

„Papa, Papa!“

„Was is denn schon wieder, Hansl?“

„Wie ich in 'n Keller g'schaut hab', hab' ich 's Blut aufm Koks g'sehn.“

„Was du für ein g'scheiter Bua bist! Woher willst denn wissen, daß es Blut und nicht Wasser war? Der Schnee sickert uns ja überall in die Keller 'nein.“ Wieder wandte er sich an Martins und sagte: „Das Kind hat so a Phantasie! Vielleicht wird er amal a Dichter, wann er groß is.“

Das eingefallene Kindergesicht blickte mit feierlichem Ernst auf Martins. „Papa“, begann der Kleine wieder.

„Ja, Hansl?“

„Der da is auch ein Ausländer.“

Der Mann lachte schallend auf, und ein Dutzend Köpfe fuhren herum. „Hör'n S' Ihna das an, Herr“, sagte er stolz. „Er glaubt, Sie san der Mörder, weil S' auch ein Ausländer sind. Wie wann heutzutag' nit mehr Ausländer in Wien warn wie Wiener.“

„Papa, Papa!“

„Ja, was is denn?“

„Jetzt kommen s'!“

Eine kleine Gruppe von Polizisten drängte sich um die verdeckte Bahre, die sie vorsichtig über die Stufen herabtrugen, aus Furcht, sie könnten damit auf dem festgetretenen eisigen Schnee ausgleiten. Der Mann erklärte: „Sie können mit'n Krankenwagen net in die Gass'n fahr'n, wegen die Ruinen. Sie müssen die Bahr' um die Eckn trag'n.“ Am Ende der kleinen Prozession trat Frau Koch ins Freie. Sie hatte ein Tuch über den Kopf gelegt und trug einen alten Mantel aus Sackleinen. Wie ein Schneemann sah ihre unförmige Gestalt aus, als sie am Rande des Gehsteigs in den zusammengewehten Schnee sank. Jemand half ihr wieder auf, und sie sah sich in dieser Schar fremder Menschen verloren und verzweifelt um. Ihr Blick wanderte von einem Gesicht zum andern, und wenn ein bekanntes darunter war, so bemerkte sie es nicht. Als sie an Martins vorüberkam, bückte er sich hastig und fingerte an seinen Schuhbändern herum. Dann sah er verstohlen auf und begegnete in der Höhe seiner eigenen Augen dem kalten, forschenden Gnomenblick des kleinen Hansl.

Während er zu Anna zurückeilte, wandte er sich noch einmal um. Das Kind zerrte wieder an der Hand seines Vaters, und er konnte erkennen, wie die Lippen des Knaben die zwei Silben formten, die wie der Refrain einer grausigen Ballade klangen: „Papa, Papa!“

Zu Anna sagte er: „Koch ist ermordet worden. Kommen Sie, gehen wir!“ Er entfernte sich so schnell, wie es der Schnee

gestattete, und bog um mehrere Ecken. Der Argwohn und die hellwache Neugier des kleinen Jungen schienen sich gleich einer Wolke über die Stadt auszubreiten, und die beiden konnten nicht rasch genug ausschreiten, um ihrem drohenden Schatten zu entinnen. Martins hörte gar nicht zu, als Anna zu ihm sagte: „Dann hat Koch doch die Wahrheit gesagt. Es gab einen dritten Mann.“ Er schenkte ihr auch keine Beachtung, als sie fortfuhr: „Harry muß ermordet worden sein. Denn man bringt keinen Menschen um, um etwas Geringeres als einen Mord zu verheimlichen.“

Glitzernd wie Eiszapfen fuhren am Ende der Gasse die Straßenbahnen vorüber: sie waren wieder am Ring angelangt. „Es ist besser, Sie gehen jetzt allein nach Hause. Ich werde mich eine Zeitlang von Ihnen fernhalten, bis sich die Dinge geklärt haben.“

„Aber Sie kann doch niemand verdächtigen.“

„Man sucht den Ausländer, der gestern Koch besuchte. Da kann es in den nächsten Tagen für mich recht ungemütlich werden.“

„Weshalb gehen Sie dann nicht selbst zur Polizei?“

„Die ist ja so dumm! Ich habe kein Vertrauen zu ihr. Denken Sie doch, was man Harry in die Schuhe schieben wollte. Und dann wollte ich doch diesem Callaghan eine reinhauen. Nein, die warten nur darauf, mich einzutunken. Das mindeste wäre, daß sie mich aus Wien ausweisen würden. Aber wenn ich mich nicht rühre - dann kann mich nur einer verraten, und das ist Cooler.“

„Und der wird kaum die Absicht haben.“

„Nein - wenn er selbst Butter auf dem Kopf hat. Aber ich kann das von ihm nicht glauben.“

Ehe sie sich verabschiedete, warnte sie ihn noch: „Seien Sie vorsichtig. Koch wußte so wenig, und doch hat man ihn ermordet. Sie wissen mindestens ebenso viel wie Koch.“

Annas Warnung ging ihm auf dem ganzen Rückweg zum „Sacher“ nicht aus dem Kopf. Nach neun Uhr abends waren die Straßen menschenleer, und Martins wandte sich jedesmal um, wenn er hinter sich gedämpfte Schritte vernahm, als ob der dritte Mann, dessen Geheimnis seine Freunde so unbarmherzig hüteten, wie ein Henker hinter ihm einherschleiche. Der russische Wachtposten vor dem „Grand Hotel“ war starr vor Kälte, aber er war doch ein menschliches Wesen, er hatte ein Gesicht, ein ehrliches, offenes Bauerngesicht mit Mongolenaugen. Der dritte Mann hingegen besaß kein Gesicht; nur einen Hinterkopf, den jemand vom Fenster aus unten auf der Straße gesehen hatte. Im „Sacher“ sagte ihm der Hauptportier: „Oberst Calloway war hier und hat sich nach Ihnen erkundigt, Sir. Sie finden ihn in der Bar.“

„Bin gleich wieder da“, sagte darauf Martins und verließ rasch das Hotel; er brauchte Zeit zum Nachdenken. Aber kaum war er draußen, trat ein Mann auf ihn zu, fuhr mit der Hand an die Mütze und sagte mit Nachdruck: „Bitte, Sir.“ Er riß den Schlag eines khakifarbenen Militärautos auf, auf dessen Windschutzscheibe die britische Flagge prangte, und drängte Martins durch eine nicht mißzuverstehende Geste zum Einsteigen. Er fügte sich widerspruchslos, weil er überzeugt war, daß früher oder später die Polizei ihn zu einer Vernehmung holen werde; sein Optimismus Anna gegenüber war nur vorgetäuscht gewesen.

Auf der Straße lag Glatteis, und der Chauffeur fuhr geradezu gefährlich schnell, so daß Martins protestierte. Des Fahrers Antwort bestand aus einem mürrischen Grunzen und einem gemurmelten Satz, aus dem er nur das Wort „Befehl“ heraushörte. „Haben Sie Befehl, mich umzubringen?“ herrschte Martins ihn an, erhielt aber überhaupt keine Antwort. Im Vorüberrasen erblickte er auf der Hofburg die Titanen, die auf ihren Häuptern riesige Schneekugeln balancierten, und dann

tauchten sie mit ihrem Auto in einem Gewirr elend beleuchteter Straßen unter, wo er bald jede Orientierung verlor. „Ist es weit?“ wollte er wissen, aber der Fahrer nahm keine Notiz von ihm. Martins sagte sich: „Wenigstens bin ich noch nicht verhaftet. Man hat keine Bewachung mitgeschickt, mich nur eingeladen - nennt man es nicht so? -, auf die Polizeiwache zu kommen, um eine Aussage zu machen.“

Der Wagen hielt, und der Chauffeur stieg ihm voran zwei Treppen hinauf; dann läutete er an einer mächtigen Doppeltür, hinter der Martins plötzlich Stimmengewirr vernahm. Er fuhr herum und fragte den Chauffeur: „Wo zum Teufel ...?“ Aber der Mann war bereits die halbe Treppe hinabgeeilt, und im selben Augenblick öffnete sich auch schon die Tür. Das helle Licht von drinnen blendete seine Augen, die noch an die Dunkelheit gewöhnt waren. Er hörte Crabbin nahen, vermochte ihn aber kaum zu sehen. „Oh, Mr. Dexter, wir waren schon so in Sorge; aber lieber später als gar nicht. Darf ich Sie mit Miss Wilbraham und Gräfin Meyersdorf bekannt machen?“

Martins sah ein mit Kaffeetassen beladenes Büfett, daneben eine dampfende Kaffeemaschine, ein Frauengesicht, das vor Anstrengung feucht glänzte, zwei junge Männer mit den glückstrahlenden Mienen von Abiturienten und, im Hintergrund zusammengedrängt, gleich den Bildern in einem Familienalbum, die altmodischen, die ärmlichen, die ernsten und die fröhlichen Gesichtszüge echter Bücherwürmer in ihrer ganzen bunten Vielfalt. Er warf einen Blick zurück, aber die Tür war bereits ins Schloß gefallen.

Verzweifelt wandte er sich an Crabbin: „Ich bitte vielmals um Entschuldigung, aber ...“

„Aber bitte“, sagte der andere. „Jetzt rasch noch eine Tasse Kaffee, und dann auf zur Diskussion! Wir haben heute ein erlesenes Publikum versammelt. Man wird Ihnen manche Nuß

zu knacken geben, Mr. Dexter.“ Einer der jungen Leute drückte ihm eine Tasse in die Hand, der andere schaufelte Zucker hinein, ehe er noch sagen konnte, daß er seinen Kaffee lieber ungesüßt trinke. Der jüngere der beiden Gymnasiasten flüsterte ihm ins Ohr: „Würden Sie mir nachher eines Ihrer Bücher signieren, Mr. Dexter?“ Eine mächtige Frauensperson in schwarzer Seide steuerte direkt auf ihn zu und erklärte: „Es ist mir ganz schnuppe, ob die Gräfin mich hört, Mr. Dexter; aber mir gefallen Ihre Bücher nicht, ich lehne sie glatt ab. Ich glaube nämlich, ein Roman sollte in erster Linie eine spannende Handlung haben.“

„Ganz meine Meinung“, stammelte Martins verzweifelt.

„Bitte, Mrs. Bannock, Sie müssen warten, bis Fragen an den Vortragenden gestellt werden können.“

„Ich weiß, ich nehme mir kein Blatt vor den Mund, aber ich bin überzeugt, daß Mr. Dexter ehrlich gemeinte Kritik zu würdigen versteht.“

Eine alte Dame, vermutlich die Gräfin, sagte: „Ich lese nicht viele englische Bücher, Mr. Dexter, aber man sagt mir, daß Ihre ...“

„Würden Sie bitte austrinken“, drängte Crabbin und schob ihn dann etwas unsanft in ein zweites Zimmer, wo in einem Halbkreis etliche ältere Leute saßen, aus deren Mienen traurige Schicksalsergebenheit sprach.

Martins konnte mir nicht sehr viel über den Diskussionsabend berichten; er war noch ganz benommen von dem Mord an Koch; jedesmal, wenn er aufblickte, erwartete er, im nächsten Moment den kleinen Hansl vor sich zu sehen und dessen unerbittlichen, wissensschwangeren Kehrreim „Papa, Papa!“ zu hören. Anscheinend hielt Crabbin eine einleitende Ansprache, und wie ich ihn kenne, war es sicher ein sehr klarer, sehr fairer und gänzlich unvoreingenommener Querschnitt durch den zeitgenössischen englischen Roman. Ich habe diese

Eröffnungsrede schon so oft von ihm gehört; sie war immer nur dadurch leicht nuanciert, daß er das literarische Schaffen des jeweils anwesenden englischen Gastes mit besonderem Nachdruck hervorhob. Sicherlich berührte er flüchtig verschiedene Fragen technischer Art - den Standpunkt der Darstellung, das Problem des Zeitablaufs - und erklärte sodann, daß nun Fragen gestellt werden dürften und damit die allgemeine Debatte eröffnet sei.

Martins überhörte die erste Frage vollständig, aber zu seinem Glück sprang Crabbin in die Bresche und beantwortete sie zufriedenstellend. Eine Dame mit einem braunen Hut und einer Pelzstola um den Hals fragte mit leidenschaftlichem Interesse: „Darf ich Mr. Dexter fragen, ob er an einem neuen Roman arbeitet?“

„Ja - ja gewiß.“

„Und darf man den Titel wissen?“

„Der dritte Mann“, sagte Martins und gewann damit plötzlich ein trügerisches Selbstvertrauen, weil er diese Hürde genommen hatte.

„Mr. Dexter, würden Sie uns bitte sagen, welcher Schriftsteller Sie am stärksten beeinflußt hat?“

Gedankenlos antwortete Martins: „Grey.“ Er meinte natürlich den Verfasser von „Riders of the Purple Sage“, und stellte mit Genugtuung fest, daß diese Auskunft alle Anwesenden befriedigte - alle bis auf einen bejahrten Österreicher, der sofort fragte: „Grey? Was für ein Grey? Der Name ist mir unbekannt.“

Martins fühlte sich auf ganz sicherem Boden und erwiderte: „Zane Grey - einen andern kenne ich nicht“, und war verblüfft von dem leisen, speichelleckerischen Gelächter, das von der englischen Kolonie im Publikum kam.

Crabbin legte sich im Interesse der österreichischen Zuhörer rasch ins Mittel und erklärte: „Das war nur ein kleiner Scherz

von Mr. Dexter. Er meinte natürlich den Dichter Gray - einen sanften, zartbesaiteten, feinsinnigen Genius - man sieht sofort seine geistige Verwandtschaft mit ihm.“

„Und er heißt Zane Grey?“

„Nein, darin lag eben Mr. Dexters Scherz. Zane Grey schrieb das, was wir als Wildwestschmöker bezeichnen würden - billige, für die große Masse bestimmte Abenteuerromane über Banditen und Cowboys.“

„Und er ist kein großer Dichter?“

„Nein, nein, weit davon entfernt“, urteilte Mr. Crabbin. „Streng genommen, würde ich ihn überhaupt nicht als Dichter bezeichnen.“ Martins erzählte mir, daß er bei dieser Behauptung Crabbins die ersten Regungen des Widerspruchs in sich verspürt habe. Er hatte sich nie als Romandichter betrachtet, aber Crabbins überlegene Manier reizte ihn - selbst die Art, wie sich in den dicken Brillengläsern dieses Menschen das Licht brach, schien seinen Ärger zu steigern. Crabbin fuhr fort: „Er ist nichts weiter als ein volkstümlicher Unterhaltungsschriftsteller ...“

„Und warum zum Teufel soll er es nicht sein?“ fiel ihm Martins heftig ins Wort.

„Ach - ich meinte ja nur ...“

„Was war Shakespeare?“

Da rief ein ganz Mutiger dazwischen: „Ein Dichter.“

„Haben Sie jemals Zane Grey gelesen?“

„Nein, eigentlich nicht ...“

„Dann wissen Sie gar nicht, wovon Sie reden.“

Einer der jungen Leute wollte Crabbin zu Hilfe kommen. „Und James Joyce, in welche Richtung würden Sie James Joyce einreihen, Mr. Dexter?“

„Was meinen Sie mit ‚einreihen‘? Ich will keinen Menschen irgendwohin einreihen“, gab Martins zur Antwort. Es war ein sehr ereignisreicher Tag gewesen: bei Oberst Cooler hatte er

zuviel getrunken, dann hatte er sich verliebt; ein Mensch war ermordet worden - und jetzt bildete er sich, freilich ganz ohne Grund, ein, daß man sich über ihn lustig machen wolle. Zane Grey verehrte er als einen seiner Helden: über den ließ er nichts kommen!

„Ich meine: würden Sie ihn wirklich zu den ganz Großen zählen?“

„Wenn Sie es unbedingt wissen wollen: ich habe noch nie von ihm gehört. Was hat er denn eigentlich geschrieben?“

Martins begriff nicht, daß er damit einen ungeheuren Eindruck machte. Nur ein ganz großer Dichter konnte es sich erlauben, eine so arrogante, so originelle Haltung einzunehmen. Mehrere der Anwesenden notierten sich den Namen Zane Grey auf dem Rücken von Briefumschlägen, und die Gräfin flüsterte Crabbin mit heiserer Stimme zu: „Wie schreibt man Zane?“

„Offen gestanden, ich weiß es nicht ganz genau.“

Nun wurde Martins eine Reihe von Namen gleichzeitig an den Kopf geschleudert - kleine, scharf gespitzte Namen wie „Stein“, runde Bachkiesel wie „Woolf“. Ein junger Österreicher, dem ein intellektueller schwarzer Haarschopf in die Stirn fiel, rief: „Daphne du Maurier“, und Mr. Crabbin zuckte zusammen, gab Martins einen schiefen Blick und raunte ihm mit gedämpfter Stimme zu: „Gehen Sie zart mit ihnen um.“

Eine gemütlich aussehende Frau in einem handgestrickten Jumper sagte schmachkend: „Finden Sie nicht auch, Mr. Dexter, daß niemand, niemand so poetisch über Gefühle geschrieben hat wie Virginia Woolf? In Prosa, meine ich.“

Crabbin flüsterte ihm zu: „Sie könnten etwas über den Bewußseinsstrom sagen.“ „Über was für einen Strom?“

Ein Unterton der Verzweiflung schlich sich in Mr. Crabbins Stimme ein. „Ich bitte Sie, Mr. Dexter, diese Leute hier sind

Ihre aufrichtigen Verehrer. Sie wollen Ihre Ansichten hören. Wenn Sie nur wüßten, wie sie unsere Society bestürmt haben!“ Ein älthlicher Österreicher fragte: „Gibt es heute in England einen Dichter vom Format des verewigten John Galsworthy?“ Diese Frage rief einen plötzlichen Ausbruch verärgerten Gezwitschers hervor, in dessen Verlauf Namen wie du Maurier, Priestley und ein Name, der wie Layman klang, durch die Luft flogen. Martins lehnte sich in seinen Stuhl zurück; eine düstere Stimmung umfing ihn und er sah wieder die schneebedeckte Straße, die Tragbahre, das verzweifelte Gesicht von Frau Koch vor sich. Er dachte: „Wenn ich nicht dorthin zurückgekehrt wäre, wenn ich ihn nicht ausgefragt hätte, wäre dann der kleine Mann jetzt noch am Leben?“ Was nützte es Harry, daß er den Verbrechern ein zweites Opfer ans Messer geliefert hatte - ein Opfer, das hingemordet worden war, um jemand von seiner Furcht zu befreien - aber wen? Kurtz, Cooler? (Von dem konnte er es nicht glauben!) Oder Dr. Winkler? Keiner von ihnen schien dieser gemeinen, grauenhaften Tat im Kohlenkeller fähig. Und wieder vernahm Martins mit aller Deutlichkeit die Stimme des kleinen Jungen: „Ich hab' das Blut aufm Koks g'sehn“, und dann wandte ihm jemand ein leeres Antlitz zu, ein graues Ei aus Plastilin, dem alle Gesichtszüge fehlten: der dritte Mann.

Martins hätte nicht zu sagen vermocht, wie er den Rest des Diskussionsabends überstand. Vielleicht hatte sich Crabbin als Wellenbrecher betätigt; vielleicht waren ihm einige der Zuhörer zu Hilfe geeilt, die in eine angeregte Unterhaltung über die Filmfassung eines beliebten amerikanischen Romans gerieten. Er vermochte sich gerade noch der Schlußworte zu erinnern, die Crabbin ihm zu Ehren sprach. Dann führte ihn einer der jungen Leute an einen mit Büchern beladenen Tisch und bat ihn, sie zu signieren. „Wir haben jedem Mitglied nur ein Buch zugebilligt“, bemerkte der Jüngling dazu.

„Was muß ich tun?“

„Bloß Ihre Unterschrift geben; mehr erwarten sie nicht. Das ist mein Exemplar vom ‚Krummen Schiffsschnabel‘. Ich wäre Ihnen unendlich dankbar, wenn Sie mir nur ein paar Worte widmeten ...“

Martins zog seine Füllfeder hervor und schrieb: „Von B. Dexter, dem Verfasser des ‚Todesreiters von Santa Fe‘“, und der junge Mann las den Satz durch und legte dann mit einem höchst verdutzten Gesicht das Löschblatt auf die feuchte Tinte. Während Martins sich niedersetzte und Benjamin Dexters Titelseiten zu signieren begann, sah er in einem Spiegel, wie der junge Mann seine Widmung Crabbin zeigte. Dieser lächelte matt und strich sich dann nachdenklich das Kinn. „B. Dexter, B. Dexter, B. Dexter“, schrieb Martins in raschen Zügen - schließlich war das ja keine Lüge. Die Besitzer der Bücher holten diese nacheinander ab; dabei fielen kurze, abgerissene Ausrufe des Entzückens und nur halb ausgesprochene Komplimente von ihren Lippen, als machten sie jeweils einen kleinen Knicks - war das Dichterruhm? Martins überkam eine deutliche Verärgerung über B. Dexter. „Dieser selbstgefällige, langweilige, aufgeblasene Trottel“, dachte er, indessen er das siebenundzwanzigste Exemplar des „Krummen Schiffsschnabels“ mit seiner Unterschrift versah. Sooft er aufschaute, um nach dem nächsten Buch zu greifen, begegnete er Crabbins bekümmertem, grübelndem Blick. Die Mitglieder der British Cultural Relations Society begannen sich langsam mit ihrer Beute zu entfernen und der Saal leerte sich. Plötzlich erblickte Martins im Spiegel einen Militärpolizisten. Er schien mit einem von Crabbins Paladinen in einen Wortwechsel geraten zu sein. Martins glaubte, daß dabei auch sein Name gefallen sei. Und da verlor er die Nerven und damit den letzten Rest gesunden Menschenverstands. Ein einziges Buch hatte er noch zu signieren; schnell warf er noch

einen letzten „B. Dexter“ hin, dann rannte er zur Tür. Der junge Mann, Crabbin und der Polizist blockierten den Ausgang.

„Und dieser Herr da?“ fragte der Polizist.

„Das ist Mr. Benjamin Dexter“, gab der junge Mann zur Antwort.

„Zur Toilette. Gibt es hier eine Toilette?“ fragte Martins hastig. Mir wurde gesagt, daß ein Mr. Rollo Martins in einem Ihrer Fahrzeuge hierherkam.“

„Ein Irrtum. Offensichtlich ein Irrtum.“

„Zweite Tür links“, rief ihm der junge Mann nach. Martins riß im Davoneilen seinen Mantel aus der Garderobe und stürmte die Stiege hinab. Auf dem Treppenabsatz im ersten Stock hörte er jemand von unten heraufkommen, beugte sich über das Geländer und sah Paine, den ich mitgeschickt hatte, um Martins zu identifizieren. Dieser öffnete nun aufs Geratewohl eine Tür und schloß sie hinter sich. Von drinnen konnte er Paine vorbeigehen hören. Das Zimmer, in dem er sich befand, war stockdunkel. Ein seltsames Stöhnen ließ ihn herumfahren und in den unbekannten Raum starren. Er vermochte aber nichts auszunehmen, und auch das Geräusch war verstummt. Er bewegte sich kaum merklich, und sofort setzte es wieder ein; wie keuchende Atemzüge klang es jetzt. Von neuem verhielt er sich ganz still, und sofort verstummte auch das Geräusch. Draußen rief jemand: „Mr. Dexter, Mr. Dexter!“ Dann setzte ein anderer Ton ein. Es klang wie ein Flüstern, wie ein langer, unaufhörlicher Monolog im Dunkeln. Martins rief: „Ist da jemand?“, und das Geflüster hörte auf. Nun hielt er es nicht mehr länger aus.. Er nahm sein Feuerzeug aus der Tasche. Immer wieder strich er mit dem Daumen über das kleine Rädchen, aber das ersehnte Feuer wollte nicht auf-flammen. Im Finstern regte sich jemand, und in halber Höhe des Zimmers rasselte etwas wie eine Kette. Noch einmal fragte

er in der zornigen Erregung der Angst: „Ist da jemand?“ Aber nur das Klirren von Metall antwortete ihm.

Verzweifelt tappte Martins nach einem Lichtschalter, erst rechts, dann links. Weiter wagte er nicht zu gehen, weil er nicht feststellen konnte, wo sich sein Zimmergenosse befand, da das Flüstern, Stöhnen und Kettenrasseln wieder aufgehört hatte. Dann packte ihn die Angst, er könne die Tür nicht mehr finden, und er tastete wild nach der Klinke. Vor der Polizei fürchtete er sich viel weniger als vor der Finsternis, und er hatte keine Ahnung, welchen Lärm er verursachte.

Paine hörte ihn von unten und kam wieder die Treppe herauf. Er schaltete das Licht im Stiegenhaus ein, dessen Schein durch den Türspalt drang und Martins die Richtung zum Ausgang wies. Er öffnete die Tür, lächelte Paine verlegen an und wandte sich dann zurück, um noch einen Blick ins Zimmer zu werfen. Von dort starrten ihm wie zwei Glasperlen die Augen eines Papageis entgegen, der angekettet auf seiner Sitzstange hockte. Respektvoll sagte Paine: „Wir haben Sie schon gesucht, Sir. Oberst Calloway möchte Sie sprechen.“

„Ich habe mich verirrt“, erwiderte Martins.

„Jawohl, das dachten wir uns schon, Sir.“

X

Von dem Augenblick an, da ich wußte, daß Martins nicht das Flugzeug nach London benutzt hatte, hatte ich ihn auf Schritt und Tritt überwachen lassen. Er war in der Gesellschaft von Kurtz und im Josefstädter Theater gesehen worden; ich wußte auch von seinen Besuchen bei Dr. Winkler und Oberst Cooler, desgleichen von seiner erneuten Rückkehr zu Harrys Haus,

aber aus irgendeinem Grunde hatte mein Beamter zwischen Coolers und Anna Schmidts Wohnung seine Spur verloren. Sein Bericht besagte, daß Martins ziellos umhergewandert sei, und wir gewannen beide den Eindruck, daß er bewußt seinen Verfolger abgeschüttelt hatte. Deshalb versuchte ich seiner dann im „Hotel Sacher“ habhaft zu werden, verpaßte ihn dort aber um wenige Minuten.

Die Ereignisse hatten eine beunruhigende Wendung genommen, und so hielt ich die Zeit für gekommen, ihn zu einer neuerlichen Aussprache aufzufordern. Er hatte allerhand zu erklären.

Diesmal brachte ich einen hinlänglich breiten Schreibtisch zwischen uns und bot ihm eine Zigarette an. Ich fand ihn zwar trotzig, aber durchaus bereit, zu sprechen - innerhalb ganz bestimmter Grenzen. Ich horchte ihn über Kurtz aus, und seine Antworten schienen mir durchaus zufriedenstellend. Dann erkundigte ich mich nach Anna Schmidt und gewann aus seiner Antwort den Eindruck, daß er erst nach seinem Besuch bei Oberst Cooler zu ihr gegangen war; das füllte eine der Lücken in unserem Bericht aus. Hierauf brachte ich die Sprache auf Dr. Winkler, und er gab mir über seine Unterredung mit ihm bereitwilligst Auskunft.

„Sie sind ganz hübsch herumgekommen“, bemerkte ich. „Und haben Sie dabei etwas über Ihren Freund herausgebracht?“

„O ja“, antwortete er. „Sie hatten es direkt vor der Nase, aber Sie sahen es nicht.“

„Was?“

„Daß er ermordet wurde.“ Das kam mir überraschend. Ich hatte einmal mit dem Gedanken an einen Selbstmord Harry Limes gespielt, aber auch diese Möglichkeit als unwahrscheinlich ausgeschieden.

„Weiter“, drängte ich ihn. Er bemühte sich, in seiner Schilderung jede Erwähnung Kochs zu vermeiden, indem er ganz

vage von einem Gewährsmann sprach, der angeblich Augenzeuge des Unfalls gewesen war. Dadurch wurde seine Darstellung ziemlich verworren, und ich begriff nicht gleich, warum er dem dritten Mann so große Bedeutung beimaß.

„Er erschien nicht bei der polizeilichen Untersuchung, und die andern logen, um ihn aus der Sache herauszuhalten.“

Darauf sagte ich: „Aber Ihr Zeuge ist auch nicht erschienen - übrigens halte ich das für nicht so wichtig. Wenn es wirklich ein Unfall war, dann genügte das vorhandene Beweismaterial. Warum sollen wir den andern Herrn in Schwierigkeiten bringen? Vielleicht glaubt seine Frau, er sei damals gerade aus Wien verreist gewesen; vielleicht ist er ein Beamter, der ohne Urlaub hierher kam - mitunter machen die Leute ungerechtfertigte Fahrten nach Wien, etwa aus Klagenfurt. Die Freuden der Großstadt - soweit man davon sprechen kann.“

„Da steckt wohl mehr dahinter“, erwiderte darauf Martins.

„Der kleine Herr, der mir die ganze Geschichte erzählte - den haben sie ermordet. Sie wußten offenbar nicht, was er noch alles gesehen hatte.“

„Ah, jetzt haben wir's“, hakte ich sofort ein. „Sie meinen Koch.“

„Ja.“

„Soviel wir wissen, waren Sie der letzte Mensch, der ihn lebend sah.“ Dann fragte ich ihn aus, wie ich es schon geschildert habe, um herauszubekommen, ob ihm jemand zu Kochs Wohnung gefolgt war, der die Sache klüger anging als mein Agent und sich nicht hatte blicken lassen. Ich sagte zu Martins: „Die österreichische Kriminalpolizei möchte Ihnen furchtbar gern den Mord anhängen. Frau Koch erzählte ihr, wie sehr Ihr Besuch ihren Mann aufgeregt hatte. Wer wußte sonst noch davon?“

„Cooler habe ich es erzählt.“ Erregt fuhr er fort:

„Angenommen, er rief unmittelbar, nachdem ich weggegangen

war, jemand an - den dritten Mann. Sie mußten Koch ja den Mund stopfen.“

„Als Sie mit Oberst Cooler über Koch sprachen, war der längst tot. Er war nach Ihrem Besuch noch am Abend aufgestanden, weil er ein Geräusch hörte, und hinuntergegangen ...“

„Na, dann komme ich als Täter nicht in Frage. Ich war im ‚Sacher‘.“

„Koch ging aber sehr früh zu Bett. Von Ihrem Besuch bekam er nämlich neuerlich einen Anfall von Migräne. Kurz nach neun Uhr stand er wieder auf. Sie kehrten erst um neun Uhr dreißig ins ‚Sacher‘ zurück. Wo waren Sie vorher?“

Düster gab er mir zur Antwort: „Ich bin ziellos umhergewandert und habe versucht, mir die Dinge zurechtzulegen.“

„Haben Sie irgendeinen Zeugen dafür?“

„Nein.“

Ich wollte ihn einschüchtern; also war es nicht zweckmäßig, ihm mitzuteilen, daß er die ganze Zeit überwacht worden war. Ich wußte, daß nicht er Koch die Gurgel durchgeschnitten hatte, aber ich war nicht überzeugt, daß er ganz so unschuldig war, wie er tat. Der Mann, der das Messer führt, ist nicht immer der eigentliche Mörder.

„Kann ich eine Zigarette haben?“ fragte Martins.

„Ja, bitte.“

„Wieso wissen Sie, daß ich zu Koch ging? Deshalb haben Sie mich doch hierher kommen lassen, nicht wahr?“

„Die österreichische Polizei ...“, begann ich.

„Die wußte noch nicht, wer ich bin.“

„Unmittelbar, nachdem Sie Cooler verlassen hatten, rief er mich an.“

„Dann scheidet auch er aus. Wenn er die Hand im Spiele hatte, dann hätte er keinen Wert darauf gelegt, daß ich Ihnen von

meiner - oder besser gesagt, von Kochs Entdeckung Mitteilung mache.“

„Hm. Vielleicht nahm er an, daß Sie ein vernünftiger Mensch sind und mit Ihrer Geschichte zu mir kommen werden, sobald Sie von Kochs Tod erfahren haben. Wie haben übrigens Sie davon gehört?“

Er erzählte es mir unverzüglich, und ich glaubte ihm. Von diesem Augenblick an schenkte ich ihm überhaupt mein uneingeschränktes Vertrauen. Martins sagte: „Ich kann noch immer nicht glauben, daß Cooler etwas mit der Sache zu tun hat. Ich würde meine Hand für ihn ins Feuer legen. Er ist einer von jenen Amerikanern, die wirklich ein tiefes Pflichtgefühl besitzen.“

„Ja“, erwiderte ich darauf, „davon hat er mir auch erzählt, als er mit mir telefonierte. Er entschuldigte sich sogar deswegen. Er sagte, dieses Pflichtgefühl sei das Ärgste an der Erziehung zum guten Staatsbürger. Er komme sich wie ein moralischer Pedant vor, sagte er. Ganz ehrlich gesprochen: dieser Cooler geht mir auf die Nerven. Er weiß natürlich nicht, daß ich über seine Reifengeschäfte genau im Bilde bin.“

„Dann ist er also doch auch ein Schieber?“

„Kein sehr übler. Er dürfte etwa fünfundzwanzigtausend Dollar eingesteckt haben. Aber ich bin kein guter Staatsbürger. Die Amerikaner sollen ihren Leuten selbst auf die Finger sehen.“

„Donnerwetter!“ Nach einer Weile fügte er nachdenklich hinzu. „War Harry in solche Schleichgeschäfte verwickelt?“

„Nein, so harmlos war seine Sache nicht.“

Darauf sagte Martins: „Wissen Sie, diese Geschichte - Kochs Ermordung - hat mich schwer erschüttert. Vielleicht hat sich Harry doch in eine große Schweinerei hineinziehen lassen. Und vielleicht wollte er damit Schluß machen und hat man ihn deshalb umgebracht.“

„Oder vielleicht wollten die andern sich einen größeren Anteil an der Beute sichern. Diebe geraten sich gelegentlich in die Haare.“

Diesmal nahm er meine Äußerungen gefaßt hin. Er sagte nur: „Über die Motive werden wir uns kaum einigen können, ich muß aber zugeben, daß Sie Ihr Beweismaterial sehr genau überprüfen. Es tut mir leid wegen neulich.“

„Schon in Ordnung.“ Es gibt Situationen, in denen man blitzschnell einen Entschluß fassen muß - dies war so ein Augenblick. Ich schuldete ihm ohnehin etwas für die Informationen, die er mir hatte zukommen lassen. So sagte ich: „Ich will Ihnen soviel von den Tatsachen im Falle Lime mitteilen, daß Sie sich ein Bild davon machen können. Aber verlieren Sie nicht wieder die Beherrschung. Es wird ein schwerer Schlag für Sie sein.“

Und es war leider ein schwerer Schlag. Der Krieg und der Friede - wenn man es Frieden nennen konnte - hatten eine wahre Flut von Schiebergeschäften ausgelöst, aber keines davon war so niederträchtig wie dieses. Die Schwarzhändler mit Lebensmitteln lieferten wenigstens Lebensmittel, und dasselbe galt von all den andern Schiebern, die verknappte Waren zu überhöhten Preisen beschafften. Etwas ganz anderes war es mit dem Penicillinhandel. Penicillin wurde damals in Österreich nur den Militärspitälern zugeteilt; kein ziviler Arzt, nicht einmal ein ziviles Krankenhaus, konnte auf gesetzlichem Weg in den Besitz dieses Heilmittels gelangen. Am Anfang waren die Schiebungen damit noch verhältnismäßig harmlos. Penicillin wurde von den Sanitätern in den Lazaretten entwendet und um Riesensummen an österreichische Ärzte verkauft - eine Phiole brachte bis zu siebzig Pfund ein. Man könnte sagen, daß auch dies noch eine Form der Verteilung war - einer sehr ungerechten Verteilung, weil sie nur dem reichen Patienten zugute kam; doch konnte auch die

ursprüngliche Verteilungsart kaum als wesentlich fairer angesehen werden.

Dieser Schleichhandel ging eine Weile fröhlich weiter. Gelegentlich wurde ein Sanitäter ertappt und bestraft, aber die Gefahr erhöhte bloß den Preis des Penicillins. Dann aber wurde die Sache organisiert: die Drahtzieher sahen, daß hier Riesensummen zu verdienen waren, und wenn auch dem eigentlichen Dieb sein Raubzug weniger einbrachte, so gewann er dafür eine gewisse Rückendeckung. Wenn ihm etwas zustieß, dann gab es Leute, die sich seiner annahmen. Auch kennt die menschliche Natur merkwürdig gewundene Rechtfertigungen, von denen das Herz nichts weiß. Das Gefühl, für einen großen Auftraggeber zu arbeiten, erleichterte vielen kleinen Gaunern das Gewissen; in ihren eigenen Augen waren sie bald so ehrenhaft wie einer, der sich sein Brot auf anständige Weise verdiente; sie gehörten einer Gruppe an, und wenn jemand Schuld auf sich lud, dann waren es die Großen. Eine Schieberbande ist nach ganz ähnlichen Grundsätzen organisiert wie eine totalitäre Partei.

Dieses Stadium der Entwicklung habe ich oft als Stufe zwei bezeichnet. Stufe drei trat ein, sobald die Organisatoren zu der Überzeugung gelangten, daß der Profit ihrer Geschäfte nicht groß genug war. Sie rechneten damit, daß es eines Tages möglich sein werde, Penicillin auf ganz legalem Wege zu erhalten, und wollten deshalb, solange die Gelegenheit günstig war, mehr Geld verdienen und es schneller verdienen. Sie gingen also dazu über, das Penicillin mit gefärbtem Wasser zu verdünnen und im Falle von kristallisiertem Penicillin Sand beizumengen. Ich habe in meiner Schreibtischlade ein kleines Museum beisammen und zeigte Martins einige Proben daraus. Unsere Unterhaltung war für ihn alles eher als genußreich, aber die Pointe des Ganzen hatte er noch immer nicht erfaßt. Er sagte: „Dadurch wird das Zeug wohl wertlos.“

„Wenn das alles wäre, würde uns die Sache nicht solchen Kummer bereiten“, antwortete ich. „Aber überlegen Sie doch einmal! Man kann gegen die Heilwirkung des Penicillins immunisiert werden. Im günstigsten Falle hat dann die Verwendung dieses verdünnten Zeugs zur Folge, daß eine Penicillinkur bei einem solchen Patienten in Hinkunft wirkungslos bleiben wird. Und da hört sich der Spaß auf, wenn man zum Beispiel an einer Geschlechtskrankheit leidet. Auch ist die Anwendung von Sand auf eine Wunde, die Penicillin braucht - gewiß nicht sehr gesund. Auf diese Weise haben Menschen Arme und Beine - oder das Leben eingebüßt. Was mich aber am meisten erschüttert hat, war ein Besuch im hiesigen Kinderspital. Dort hat man Penicillin, das man auf diese Weise erworben hatte, bei Meningitis angewendet. Eine Reihe von Kindern hatte Glück: sie starben. Aber viele andere wurden irrsinnig. Sie können sie jetzt in der Abteilung für Geisteskranke sehen.“

Martins saß mir am Schreibtisch gegenüber und starrte finster auf seine Hände hinab. Ich sagte: „Man darf gar nicht genauer darüber nachdenken, nicht wahr?“

„Sie haben mir aber noch keinen Beweis dafür geliefert, daß Harry ...“

„Dazu kommen wir gleich“, erwiderte ich. „Hören Sie mich nur ruhig an.“ Ich öffnete Limes Akt und begann ihm daraus vorzulesen. Am Anfang war das Beweismaterial ausschließlich auf Indizien aufgebaut, und Martins wetzte ungeduldig auf seinem Stuhl hin und her. So viel davon beruhte auf dem auffälligen Zusammentreffen mehrerer Momente - auf Agentenberichten, wonach sich Lime zu einer bestimmten Zeit an einem bestimmten Ort aufgehalten hatte; auf der Häufung günstiger Gelegenheiten; auf seiner Bekanntschaft mit ganz bestimmten Personen. Einmal erhob Martins Einspruch: „Aber dasselbe Beweismaterial würde jetzt auf mich zutreffen.“

„Warten Sie nur“, sagte ich. Aus irgendeinem Grund war Harry Lime unvorsichtig geworden. Vermutlich hatte er das Gefühl bekommen, daß wir ihn verdächtigten, und verlor die Nerven. Er hatte eine ziemlich gehobene Stellung in der Fürsorgeorganisation inne, und ein solcher Mensch gerät viel leichter aus der Fassung als ein anderer. Wir steckten einen unserer Beamten als Ordonnanz ins britische Militärspital; damals kannten wir bereits den Namen des Mittelsmannes, es war uns aber noch nicht gelungen, die Spur bis zur Quelle zurückzuverfolgen. Ich möchte aber jetzt den Leser nicht - wie ich es damals mit Martins tat - durch die Schilderung aller Zwischenstufen, insbesondere des langen, zähen Kampfes, langweilen, der notwendig war, um den Mittelsmann auf unsere Seite herüberzuziehen. Er hieß Harbin, und wir konnten ihm schließlich die Daumenschrauben anlegen und sie immer fester zudrehen, bis er endlich gestand. Diese Methode der Polizeiarbeit hat große Ähnlichkeit mit der des Geheimdienstes: man sieht sich nach einem Agenten um, der scheinbar für die andere Seite arbeitet, den man aber wirklich fest in der Hand hat; und da war Harbin der gegebene Mann für uns. Aber er führte uns nicht weiter als bis zu Kurtz.

„Kurtz!“ entfuhr es Martins. „Warum haben Sie ihn dann nicht hoppgenommen?“

„Seine Stunde wird bald schlagen“, antwortete ich.

Kurtz bedeutete einen großen Schritt vorwärts; denn Kurtz stand in unmittelbarer Verbindung mit Lime - er hatte nämlich einen unbedeutenden Außenposten im Rahmen der Fürsorgearbeit. In seiner Zusammenarbeit mit Kurtz brachte Lime seine Abmachungen gelegentlich zu Papier - wenn er es eilig hatte. Ich zeigte Martins die Photokopie eines solchen Schriftstücks. „Können Sie das identifizieren?“ fragte ich ihn.

„Das ist Harrys Handschrift.“ Er las den Brief durch. „Ich sehe nichts Verdächtiges daran.“

„Nein. Aber jetzt lesen Sie einmal diese Nachricht von Harbin an Kurtz - die wir ihm diktierten. Sehen Sie sich das Datum an. Und das hier ist das Ergebnis.“

Er las beide Mitteilungen zweimal durch.

„Verstehen Sie nun, was ich meine?“

Wenn man zusehen muß, wie ein Flugzeug plötzlich steil in die Tiefe stürzt, wie eine Welt in Trümmer sinkt, dann ist einem nicht nach vielen Worten zumute. Und für Martins war in diesem Augenblick unstreitig eine Welt in Trümmer gesunken, eine Welt der sorglosen Freundschaft, der Heldenverehrung, des Vertrauens, eine Welt, die vor zwanzig Jahren ausgerechnet im öden Gang eines Schulgebäudes begonnen hatte. Jede Erinnerung - die Sommernachmittage im hohen Gras, die verbotenen Jagden auf der Gemeindewiese von Brickworth, die Träume, die Spaziergänge, alle gemeinsamen Erlebnisse waren mit einem Schlage besudelt, vergiftet wie der Erdboden einer von Atombomben zerstörten Stadt: man konnte sich dort nicht lange aufhalten, ohne die eigene Sicherheit zu gefährden. Während Martins so dasaß, auf seine Hände starrte und kein Wort sagte, holte ich aus einem Schrank eine kostbare Flasche Whisky hervor und goß zwei große Gläser voll ein. „Kommen Sie, trinken Sie das“, redete ich ihm zu. Und er gehorchte mir, als wäre ich sein Arzt. Ich schenkte ihm noch ein Glas ein.

Endlich begann er stockend: „Sind Sie auch ganz sicher, daß er der Anführer war?“

„Weiter haben uns unsere Nachforschungen bisher noch nicht geführt.“

„Wissen Sie, er hat schon immer dazu geneigt, ein bißchen vorschnell zu handeln.“

Ich widersprach ihm nicht, obwohl er mir bei einer früheren Gelegenheit Limes Charakter anders geschildert hatte. Er suchte eben verzweifelt nach einem tröstlichen Gedanken.

„Nehmen wir an“, sagte er, „jemand hat Harry in seine Klauen bekommen, hat ihn durch Erpressung gezwungen, bei dieser Schiebung mitzumachen, so wie Sie Harbin gezwungen haben, ein doppeltes Spiel zu spielen ...“

„Das ist möglich.“

„Und dann ermordeten sie ihn, damit er nichts ausplaudert, falls er verhaftet wird.“

„Das ist nicht unmöglich.“

„Ich bin froh, daß sie es taten“, sagte er darauf. „Ich hätte mir nicht gerne sagen lassen, daß mein Freund Harry jemanden verpiffen hat.“ Er machte eine seltsame kleine Handbewegung, als wischte er sich Staub vom Knie. Die Geste schien zu besagen: „Na ja, es ist eben aus.“ Nach einer Weile fügte er hinzu: „Jetzt fahre ich wieder heim nach England.“

„Es wäre mir lieber, wenn Sie damit noch ein bißchen warteten. Denn wenn Sie jetzt versuchen, Wien zu verlassen, dann schlägt die österreichische Polizei Krach. Coolers Pflichtgefühl veranlaßte ihn nämlich dazu, auch die österreichische Polizei zu verständigen.“

„Ach so“, sagte Martins verzweifelt.

„Wenn wir den dritten Mann gefunden haben ...“, begann ich.

„Den möchte ich wimmern hören“, stieß er hervor. „Das Schwein, das gottverfluchte Schwein!“

XI

Nachdem Martins mich verlassen hatte, ging er sich schnurstracks einen Rausch anzechen. Er wählte dazu das „Oriental“, ein ödes, rauchiges Nachtlokal, das sich hinter einer pseudo-orientalischen Fassade verbirgt. An den Wänden des

Treppenhauses hingen dieselben halbnackten Photographien, an der Bar lehnten dieselben halbbetrunkenen Amerikaner und es gab denselben schlechten Wein und merkwürdig zusammengebrauten Gin, wie er sie in jeder drittrangigen Bar jeder anderen schäbigen Hauptstadt in dem schäbigen Nachkriegseuropa auch hätte antreffen können. Einmal, in den so deprimierenden Stunden nach Mitternacht, kam die Patrouille der alliierten Polizei herein, um die Runde durch das Lokal zu machen, und bei ihrem Erscheinen stürzte ein russischer Soldat schleunigst zur Treppe. Wie eine Feldmaus duckte er den Kopf zu Boden und blickte sich nicht mehr um. Die Amerikaner rührten sich gar nicht, und die Polizei ließ sie auch gänzlich ungeschoren. Martins leerte ein Glas nach dem andern; er hätte sich wahrscheinlich auch schon ein Mädchen geholt, aber die Kabarettgirls waren alle schon nach Hause gegangen, und im ganzen Lokal waren keine Frauen mehr zu sehen; nur eine schöne, sehr klug aussehende französische Journalistin war noch da, die eine einzige Bemerkung zu ihrem Begleiter machte und dann zum Zeichen der Verachtung einschloß.

Martins zog weiter. Im „Maxim“ tanzten etliche Paare mit trübsinnigen Mienen, und in einem Lokal, das sich „Chez Victor“ nannte, hatte die Heizung versagt und die Gäste tranken ihre Cocktails im Wintermantel. Jetzt schwamm bereits alles vor seinen Augen, und das Gefühl des Alleinseins lastete drückend auf ihm. Seine Gedanken kehrten zu dem Mädchen in Dublin und jenem in Amsterdam zurück. Das waren Dinge, die einen nie zum Narren hielten: der starke Drink, der einfache physische Akt: man erwartete keine Treue von einer Frau. Seine Gedanken gingen im Kreis - von der zarten Gefühlsregung zum sinnlichen Begehren und vom Glauben zum Zynismus.

Die Straßenbahnen verkehrten längst nicht mehr, und so machte er sich starrsinnig zu Fuß auf den Weg, um Harrys Freundin aufzusuchen. Er wollte sie haben - ganz einfach haben, ohne alle Umschweife, ohne jede Gefühlsduselei; er war in gewalttätiger Stimmung. Aber die verschneite Straße, die sich vor seinen trunkenen Augen wie Meereswogen hob und senkte, lenkte seine Empfindungen in andere Bahnen, richtete sie auf Gram, ewige Liebe und Entsagung. In einem schützenden Mauerwinkel übergab er sich in den Schnee.

Es muß gegen drei Uhr früh gewesen sein, als er endlich die Stufen zu Annas Wohnung hinaufwankte. Er war fast wieder nüchtern, und es beherrschte ihn nur der eine Gedanke, daß auch sie alles über Harry erfahren müsse. Er hatte das Gefühl, daß dieses Wissen doch irgendwie den sonst unabdingbaren Zins begleichen würde, den die Erinnerung dem Menschen auferlegt, und meinte, dann bei Harrys Freundin günstigere Aussichten zu haben. Wenn man selbst verliebt ist, kommt es einem nie in den Sinn, daß die Frau vielleicht gar nichts davon weiß. Man bildet sich ein, es ihr ganz deutlich durch einen bestimmten Tonfall, durch eine Berührung der Hand gesagt zu haben. Deshalb hätte sich Martins, als ihm schließlich Anna die Tür öffnete und überrascht zurückfuhr, wie sie ihn so zerzaust auf der Schwelle stehen sah, nie vorstellen können, daß sie sich anschickte, einen völlig Fremden einzulassen.

„Anna, jetzt weiß ich alles“, begann er. „Kommen Sie herein“, sagte sie. „Sie können doch nicht das ganze Haus aufwecken.“ Sie trug einen Morgenrock; der Diwan war in ein Bett verwandelt worden, dessen zerwühlte Tücher verrieten, wie ruhelos sie sich darin herumgewälzt hatte.

„Also, was ist los?“ fragte sie, während er vor ihr stand und verlegen nach Worten suchte. „Ich dachte, Sie wollten mir fernbleiben. Ist die Polizei hinter Ihnen her?“ „Nein.“

„Sie haben doch den Mann nicht umgebracht ... oder?“

„Natürlich nicht.“

„Aber betrunken sind Sie, nicht wahr?“ „Ein bißchen“, gestand er ihr mürrisch. Die Zusammenkunft schien auf ein falsches Geleise zu geraten. Das ärgerte ihn und er sagte: „Oh, ich bitte um Entschuldigung.“

„Weswegen? Ich möchte jetzt selbst etwas zu trinken haben.“

„Ich war bei der britischen Polizei“, erklärte er. „Dort ist man jetzt überzeugt, daß ich es nicht tat. Aber ich habe alles erfahren. Harry war an einer Schiebung beteiligt - an einer ganz üblen Schiebung.“ Hoffnungslos schloß er: „Er war ein ganz schlechter Kerl. Wir hatten uns beide geirrt.“

„Erzählen Sie mir doch“, sagte Anna. Sie setzte sich aufs Bett, und er begann zu erzählen, während er leicht schwankend neben dem Tischchen stand, wo das Rollenbuch immer noch auf der ersten Seite aufgeschlagen lag.

Ich kann mir denken, daß sein Bericht reichlich verworren war und daß er dabei vor allem bei jenen Bildern verweilte, die ihn am tiefsten beeindruckt hatten: den Kindern, die an Gehirnhautentzündung gestorben waren, und den Kindern in der Abteilung für Geisteskranke. Er kam zum Ende und sie schwiegen beide. Endlich sagte Anna: „Kommt noch mehr?“

„Nein.“

„Und Sie waren nüchtern, als man Ihnen das alles erzählte? Die Polizei hat es Ihnen tatsächlich bewiesen?“

„Ja“, antwortete er und fügte dann traurig hinzu: „Das war also unser Harry.“

„Ich bin froh, daß er nicht mehr lebt“, erwiderte sie. „Ich hätte es nicht mitansehen können, wie er jahrelang im Gefängnis sitzt und dabei langsam zugrunde geht.“

„Aber können Sie begreifen, wie Harry - Ihr Harry, mein Harry - sich auf so etwas einlassen konnte? Mir ist, als ob er nie wirklich existiert hätte, als ob wir ihn nur geträumt hätten. Hat

er sich vielleicht über Narren wie uns schon die ganze Zeit lustig gemacht?“

„Mag sein, aber was tut's?“ entgegnete sie. „Setzen Sie sich doch. Und nehmen Sie es nicht so schwer.“ Er hatte sich dies anders vorgestellt - daß er sie trösten werde, und nicht umgekehrt sie ihn. Sie fuhr fort: „Wenn er jetzt am Leben wäre, dann würde er vielleicht alles erklären können; aber so müssen wir ihn in Erinnerung behalten, wie er zu uns war. Es gibt immer so viele Dinge, die man von einem Menschen nicht weiß, selbst von einem Menschen, den man liebt - gute Dinge, böse Dinge. Ihnen müssen wir viel Platz einräumen.“

„Aber diese Kinder ...“

Sie fuhr auf. „Um Gottes willen, hören Sie doch schon auf, die Menschen nach Ihrem Ebenbild zu formen. Harry war er selbst. Er war weder nur Ihr Held noch nur mein Geliebter. Er war eben Harry. Er war ein Schieber. Er hat Schlechtes getan. Na, und? Er war trotzdem ein Mensch, den wir kannten.“

Darauf entgegnete er: „Reden Sie nicht so furchtbar gescheit. Sehen Sie denn nicht, daß ich in Sie verliebt bin?“

Sie blickte ihn verwundert an. „Sie?“

„Ja, ich. Ich bringe keine Menschen durch verfälschte Medikamente um. Ich bin kein Heuchler, der den Leuten einredet, er sei der größte ... Ich bin einfach ein schlechter Schreiberling, der zuviel trinkt und sich in Mädchen verliebt ...“

„Aber ich weiß doch nicht einmal, welche Farbe Ihre Augen haben. Wenn Sie mich jetzt angerufen und gefragt hätten, ob Sie dunkles oder blondes Haar haben, ob Sie einen Schnurrbart tragen oder nicht, ich hätte es Ihnen nicht sagen können.“

„Können Sie ihn denn nicht vergessen?“

„Nein.“

„Sobald ich den Mord an Koch aufgeklärt habe, verlasse ich Wien“, sagte er. „Es interessiert mich nicht mehr, ob Kurtz Harry ermordet hat - oder der dritte Mann. Denn wer immer es

getan hat, er war gewissermaßen der Arm der Gerechtigkeit. Unter den gegebenen Umständen brächte ich es sogar selbst fertig, ihn zu töten. Aber Sie lieben ihn immer noch. Sie lieben einen Betrüger, einen Mörder.“

„Ich liebte einen Mann“, erwiderte sie. „Ich sagte es Ihnen ja schon - ein Mann ändert sich nicht, bloß weil man mehr über ihn erfährt. Er ist deshalb immer noch derselbe.“

„Ich hasse die Art, wie Sie das sagen. Ich habe gräßliche Kopfschmerzen, und Sie reden und reden ...“

„Ich habe Sie ja nicht aufgefordert, hier herzukommen.“

„Sie werden mich noch ganz böse machen.“

Plötzlich lachte sie und sagte: „Sie sind so komisch. Sie - ein Fremder - kommen um drei Uhr früh in mein Zimmer und erklären, Sie lieben mich. Dann werden Sie wütend und fangen zu streiten an. Was soll ich denn tun oder sagen?“

„Ich habe Sie noch nie lachen sehen. Lachen Sie noch einmal. Es gefällt mir so gut.“

„Ach, für zweimal reicht's nicht“, seufzte sie.

Da faßte er sie an den Schultern und schüttelte sie ganz behutsam. „Ich würde den ganzen Tag komische Gesichter schneiden“, sagte er. „Ich würde kopfstehen, zwischen den Beinen durchgucken und Sie angrinsen. Ich würde eine Menge guter Witze auswendig lernen - aus Büchern über geistreiche Tischgespräche.“

„Gehen Sie lieber vom Fenster weg; die Vorhänge sind nicht zugezogen.“

„Es ist ja niemand da, der mich sehen könnte.“ Als er aber diese Behauptung zunächst unbewußt durch einen Blick auf die Straße hinunter überprüfte, war er doch nicht mehr so ganz sicher. Unten hatte sich ein langer Schatten bewegt, vielleicht gemeinsam mit einer Wolke, die sich gerade über den Mond schob, und stand nun wieder still. Martins sagte zu Anna: „Sie lieben also Harry noch immer?“

„Ja.“

„Vielleicht mag ich ihn auch noch; ich weiß es nicht.“ Er ließ die Arme sinken und sagte: „Jetzt gehe ich.“

Er entfernte sich mit raschen Schritten und achtete nicht darauf, ob ihm jemand folgte, kümmerte sich auch nicht mehr um den Schatten. Als er aber an die Straßenecke gelangte, wandte er sich zufällig um: da stand, eng an die Mauer gepreßt, um nicht bemerkt zu werden, eine stämmige, untersetzte Gestalt. Martins blieb stehen und starrte sie an. Irgend etwas kam ihm an dieser Gestalt vertraut vor. „Vielleicht habe ich mich in den letzten vierundzwanzig Stunden schon so an diese Erscheinung gewöhnt; vielleicht ist es einer von den Agenten, die jeden meiner Schritte so sorgsam überwachen“, sagte er sich. Er stand etwa zwanzig Meter von der schweigsamen, reglosen Gestalt entfernt und starrte sie an. Vielleicht war es ein Polizeispitzel? Oder ein Helfershelfer der andern, die Harry zuerst ins Verderben gestürzt und ihn dann ermordet hatten? Vielleicht war es sogar der dritte Mann?

Es war nicht das Gesicht, das ihm vertraut erschien; denn in dem dunklen Mauerwinkel konnte er nicht einmal die Linie des Unterkiefers und des Kinns ausnehmen. Es war auch nicht eine Bewegung, denn die Gestalt stand so still, daß er schon meinte, sie sei eine Ausgeburt seiner Phantasie, hervorgerufen durch den scharfen Schlagschatten. „Wollen Sie was von mir?“ rief er in schneidendem Ton hinüber, erhielt aber keine Antwort. Da ließ ihn der Alkohol im Blut jähzornig aufbrausen: „Können Sie nicht antworten?“ brüllte er, und diesmal erhielt er seine Antwort: eine Frau, die er aus dem Schlaf geschreckt hatte, zog verärgert den Vorhang zur Seite, und der grelle Lichtschein aus ihrem Fenster fiel quer über die enge Gasse und erhellte die Züge von - Harry Lime.

XII

„Glauben Sie an Gespenster?“ fragte mich Martins an diesem Punkt seiner Erzählung.

„Glauben Sie daran?“

„Von jetzt ab schon.“

„Ich glaube aber noch mehr: nämlich, daß Betrunkene alles mögliche sehen, manchmal Ratten, manchmal noch Schlimmeres.“

Er war mit dieser Neuigkeit nicht sogleich zu mir gekommen. Nur die Gefahr, die Anna drohte, hatte ihn wieder zurück in mein Büro getrieben, hatte ihn mit wirrem Haar, unrasiert und verfolgt von einem Erlebnis, das er nicht fassen konnte, hierhergeschwemmt, so wie die See ihre Opfer an den Strand spült. „Wenn es nur das Gesicht gewesen wäre“, erklärte er mir, „dann hätte ich mir weiter nichts gedacht. Ich hatte mich ja unablässig mit Harry beschäftigt und konnte deshalb leicht einen Fremden für ihn halten. Denn das Licht erlosch sofort wieder. Ich erhaschte nur einen Blick, und dann rannte der Mensch - wenn es ein Mensch war - schleunigst davon. Weit und breit gab es keine Seitengasse, in die er hätte verschwinden können; aber ich war so erschrocken, daß er noch dreißig Meter Vorsprung gewann. Er kam zu einem dieser Zeitungskioske und war einen Moment außer Sicht. Ich rannte hinter ihm her und brauchte nur zehn Sekunden, um den Kiosk zu erreichen, und er muß mich gehört haben; aber seltsamerweise kam er nicht wieder zum Vorschein. Dann langte ich am Kiosk an. Kein Mensch war zu sehen. Die Straße war leer. Er konnte auch kein Haustor erreicht haben, ohne daß ich ihn bemerkt hätte. Er war einfach wie vom Erdboden verschwunden.“

„Ganz natürlich - für einen Geist oder eine Halluzination.“

„Ich glaube aber nicht, daß ich einen solchen Rausch hatte.“

„Was taten Sie weiter?“

„Ich mußte noch etwas trinken. Ich war mit meinen Nerven total fertig.“

„Und ist er Ihnen da nicht neuerlich erschienen?“

„Nein, aber es hat mich zu Anna zurückgetrieben.“

Ich glaube, er hätte sich geschämt, mit dieser lächerlichen Geschichte zu mir zu kommen, wenn nicht der Zwischenfall mit Anna gewesen wäre. Als er mir das Erlebnis mit dem Mann im Schatten schilderte, reimte ich mir die Sache so zusammen, daß tatsächlich ein Aufpasser dagewesen war, an dem er erst unter dem Einfluß des Alkohols und in seiner hysterischen Stimmung die Gesichtszüge Harry Limes zu erkennen glaubte. Der Aufpasser hatte seinen Besuch bei Anna beobachtet und die anderen Mitglieder des Penicillinrings telephonisch gewarnt. In jener Nacht überstürzten sich die Ereignisse. Wie Sie sich erinnern werden, wohnte Kurtz in der russischen Zone, genauer gesagt im zweiten Bezirk, in einer breiten, leeren und öden Straße, die zum Praterstern führt. Ein Mensch wie er hatte sich wahrscheinlich Verbindungen zu einflußreichen Leuten zu verschaffen gewußt. Für einen Russen wäre es der Ruin, wenn ihm enge freundschaftliche Beziehungen zu einem Amerikaner oder Engländer nachgewiesen würden; aber der Österreicher ist ein potentieller Verbündeter - jedenfalls braucht man den Einfluß der Besiegten und Ruinierten nicht zu fürchten.

Sie müssen sich ferner vor Augen halten, daß zu diesem Zeitpunkt die Zusammenarbeit zwischen den westlichen Alliierten und den Russen, wenn auch nicht völlig, so doch praktisch aufgehört hatte.

Das ursprüngliche Übereinkommen zwischen den Alliierten in Wien beschränkte die Befugnisse der militärischen Sicherheitspolizei (die sich mit Verbrechen zu befassen hatte, an denen alliierte Wehrmachtsangehörige beteiligt waren) auf die

jeweilige Zone, sofern nicht eine Genehmigung zum Betreten der Zone einer andern Besatzungsmacht erteilt wurde. Dieses Abkommen funktionierte zwischen den westlichen Alliierten ganz reibungslos. Ich brauchte bloß die entsprechende Dienststelle im amerikanischen oder französischen Sektor anzurufen, ehe ich meine Beamten hinüberschickte, um eine Verhaftung vornehmen oder Nachforschungen betreiben zu lassen. Während der ersten sechs Monate der Besetzung hatte es auch mit den Russen geklappt. Es mochten vielleicht achtundvierzig Stunden vergehen, bis ich die nötige Erlaubnis bekam, aber in der Praxis ergaben sich ohnedies nur wenige Situationen, die eine schnellere Erledigung erfordert hätten. Selbst in England ist es nicht immer möglich, von den vorgesetzten Dienststellen die Ermächtigung zu einer Hausdurchsuchung oder einen Haftbefehl gegen eine verdächtige Person in kürzerer Zeit zu erwirken. Aber allmählich wurden aus den achtundvierzig Stunden eine Woche oder vierzehn Tage, und ich erinnere mich daran, wie mein amerikanischer Kollege eines Tages seine Akten durchging und feststellen mußte, daß in nicht weniger als vierzig Fällen sein Ansuchen schon länger als drei Monate zurücklag und er noch nicht einmal die Bestätigung für das Eintreffen des Schriftstücks in Händen hatte. Dann begannen die Schwierigkeiten. Wir wiesen unsererseits die russischen Ansuchen entweder zurück oder ließen sie überhaupt unbeantwortet, worauf sie in einigen Fällen ihre Polizei ohne Erlaubnis in unsere Zonen schickten und es zu Zusammenstößen kam. Zur Zeit, als sich diese Geschichte abspielte, hatten es die Westmächte so gut wie ganz aufgegeben, solche Gesuche an die Russen zu richten oder die ihnen zu beantworten. Das bedeutete also, daß ich Kurtz, wenn ich ihn fassen wollte, am besten außerhalb der russischen Zone verhaftete, wenngleich natürlich immer die Möglichkeit bestand, daß seine Tätigkeit bei den Russen Anstoß erregte und

dann zu einer schnelleren und weit strengeren Bestrafung führte, als dies bei uns je der Fall gewesen wäre. Nun, die Sache mit Anna Schmidt war einer jener Zusammenstöße. Als Rollo Martins um vier Uhr morgens zu ihrer Wohnung zurücktorkelte, um ihr zu sagen, er habe Harrys Geist gesehen, erzählte ihm der Portier, der danach nicht wieder zu Bett gegangen war, schlotternd vor Angst, daß sie eben von der alliierten Polizei abgeführt worden sei.

Folgendes hatte sich zugetragen: Rußland hatte damals - wie Sie sich auch erinnern werden - den Vorsitz in der Verwaltung der Inneren Stadt, und wenn Rußland den Vorsitz führte, dann rechneten wir immer mit verschiedenen Unregelmäßigkeiten. Bei dieser Gelegenheit schlug der russische Militärpolizist, nachdem die Patrouille die Hälfte ihrer Streife hinter sich hatte, seinen Kollegen ein Schnippchen, indem er den Wagen in die Straße dirigierte, wo Anna Schmidt wohnte. Der britische Militärpolizist, der in dieser Nacht Dienst tat, war ein Neuling; erst als seine Kollegen ihn darauf aufmerksam machten, merkte er, daß sie in die britische Zone eingedrungen waren. Er sprach ein wenig Deutsch, aber kein Französisch, und der Franzose, ein zynischer, abgebrühter Pariser, gab den Versuch auf, ihm die Sache zu erklären, so daß der Amerikaner diese Aufgabe übernahm. „Mir kann's recht sein“, sagte er, „aber ist es dir recht?“ Der britische Polizist klopfte daraufhin dem Russen auf die Schulter, der ihm sein Mongolengesicht zuwandte und eine Flut unverständlicher slawischer Worte über ihn ergoß. Der Wagen aber fuhr weiter.

Vor Anna Schmidts Haus griff der Amerikaner ein und forderte auf deutsch Aufklärung darüber, was hier eigentlich gespielt werde. Der Franzose lehnte sich gegen die Motorhaube und zündete sich eine stinkende Gaporal an. Frankreichs Interessen waren nicht betroffen, und was Frankreich nicht berührte, war für ihn von sehr untergeordneter

Bedeutung. Der Russe kramte ein paar deutsche Worte hervor und fuchtelte mit einigen Papieren in der Luft herum. Soweit die andern ihn verstehen konnten, wohnte hier eine russische Staatsangehörige, deren Personaldokumente nicht in Ordnung waren und die von der russischen Polizei gesucht wurde. Endlich stiegen sie die Treppe hinauf und der Russe probierte, ob Annas Tür versperrt sei. Sie war fest verriegelt; er aber warf sich mit der Schulter dagegen und riß den Riegel aus, ehe die junge Frau Zeit fand, ihm zu öffnen. Sie lag noch im Bett; aber ich glaube nicht, daß sie nach Martins' Besuch Schlaf gefunden hatte.

Sehr viel Komik liegt in solchen Situationen, wenn sie einen nicht persönlich berühren. Man braucht schon den ganzen Hintergrund des Terrors in Mitteleuropa, muß einen Vater gehabt haben, der auf der Seite der Verlierer stand, muß die Hausdurchsuchungen und das plötzliche Verschwinden von Menschen miterlebt haben, ehe die Furcht das Komische an der Sache überwiegt. Der Russe weigerte sich nämlich, das Zimmer zu verlassen, während Anna sich anzog; der Engländer weigerte sich, im Zimmer zu bleiben; der Amerikaner wiederum wollte ein Mädchen nicht unbeschützt in der Gesellschaft eines russischen Soldaten lassen, und der Franzose - nun, ich glaube, der Franzose faßte das Ganze als einen Mordsspaß auf. Können Sie sich die Szene vorstellen? Der Russe tat nur seine Pflicht und ließ Anna nicht aus den Augen, ohne dabei auch nur den Schimmer eines erotischen Interesses zu verraten. Der Amerikaner wandte ihr ritterlich den Rücken, war sich aber - davon bin ich überzeugt - jeder ihrer Bewegungen bewußt. Der Franzose rauchte gemächlich seine Zigarette und betrachtete mit distanzierter Belustigung das vom Spiegel eines Wandschranks reflektierte Bild der jungen Frau beim Ankleiden. Und der Engländer stand in der Tür und überlegte, was er tun solle.

Ich möchte aber nicht, daß Sie den Eindruck gewinnen, der englische Hilfspolizist hätte bei dieser heiklen Angelegenheit allzu schlecht abgeschnitten. Draußen im Korridor, wo ihn keine Gedanken der Ritterlichkeit ablenkten, fand er Zeit, nachzudenken, und das Ergebnis seiner Überlegungen führte ihn schnurstracks zum Fernsprecher in der Nachbarwohnung. Er ließ sich mit meinem Privatquartier verbinden und weckte mich aus dem tiefsten Schlaf. Darum wußte ich bereits, worüber Martins sich aufregte, als er mich eine Stunde später anrief - ein Umstand, der ihn mit einem zwar unverdienten, aber sehr nützlichen Glauben an meine berufliche Tüchtigkeit erfüllte. Nach jener Nacht hörte ich aus seinem Munde nie wieder eine abfällige Bemerkung über Polizisten oder Sheriffs. Nun muß ich einen weiteren Punkt im polizeilichen Verfahren erläutern. Wenn die alliierte Patrouille eine Verhaftung vornahm, dann mußte sie den Häftling vierundzwanzig Stunden lang im internationalen Hauptquartier in Gewahrsam halten. In dieser Nacht wurde entschieden, welche Besatzungsmacht einen Rechtsanspruch auf den Gefangenen hatte. Diese Vorschrift übertraten die Russen am allerliebsten. Weil so wenige von uns Russisch sprechen und die Russen es fast unmöglich finden, ihren Standpunkt klarzumachen (versuchen Sie mal, Ihre Ansichten über irgendein Thema in einer Sprache zu erklären, die Sie nicht beherrschen - es ist nicht so leicht wie das Bestellen einer Mahlzeit), so neigen wir leicht dazu, jeden Bruch eines Abkommens durch die Russen als vorsätzlich und böswillig hinzustellen. Ich halte es für durchaus möglich, daß sich nach ihrer Auslegung dieses Übereinkommen lediglich auf Häftlinge bezog, bei denen überhaupt ein Kompetenzstreit vorlag. Zugegeben: einen solchen Streit gab es fast bei jedem Verhafteten, den sie einlieferten, aber nach ihrer Überzeugung war gar kein Grund zu einer Meinungsverschiedenheit vorhanden, und niemand

besitzt eine so stark entwickelte Selbstgerechtigkeit wie ein Russe. Selbst in seinen Geständnissen ist er selbstgerecht - er sprudelt seine Enthüllungen nur so hervor, aber er entschuldigt sich nicht, er bedarf keiner Entschuldigung. Alle diese Überlegungen bildeten den Hintergrund zu der Entscheidung, die ich fällte. Ich gab Corporal Starling meine Anweisungen.

Als er in Annas Zimmer zurückkehrte, tobte dort eine wilde Auseinandersetzung. Anna hatte dem amerikanischen Polizisten erklärt, sie besitze einen österreichischen Paß (was stimmte), und er sei völlig in Ordnung (womit sie von der Wahrheit schon beträchtlich abrückte). Der Amerikaner erklärte dem Russen in gebrochenem Deutsch, daß sie kein Recht hätten, eine Österreicherin zu verhaften. Er verlangte Annas Paß zu sehen, und als diese ihn vorwies, nahm ihn ihr der Russe aus der Hand.

„Ungarin“, sagte er und deutete auf Anna. „Ungarin“, rief er noch einmal und schwenkte dazu den Paß in der Luft hin und her.

Der Amerikaner, der O'Brien hieß, sagte zum Russen: „Gib dem Mädchen den Paß zurück“, was der Russe natürlich nicht verstand. Da fuhr der Amerikaner mit der Hand nach der Pistole, worauf Corporal Starling sich ins Mittel legte, indem er sagte: „Laß gut sein, Pat.“

„Wenn der Paß nicht in Ordnung ist, dann haben wir ein Recht, ihn anzusehen.“

„Laß es sein! Wir können ihn ja im Hauptquartier ansehen.“

„Wenn wir überhaupt dorthin kommen. Man kann diesen russischen Fahrern nicht über den Weg trauen. Wahrscheinlich fährt er glatt zum zweiten Bezirk durch. Das werden wir ja sehen“, entgegnete Starling.

„Mit euch Briten ist nicht zu reden. Ihr wißt nie, wann ihr euch auf die Hinterbeine stellen müßt.“

„Abwarten -“, sagte Starling; er war in Dünkirchen dabei gewesen, aber er wußte auch, wann er den Mund zu halten hatte.

Sie stiegen in den Jeep; Anna saß stumm vor Angst vorne zwischen den beiden Russen. Sie waren noch nicht weit gefahren, da klopfte der Amerikaner dem Russen auf die Schulter und sagte: „Falsche Richtung. Zum Hauptquartier geht's dort drüben.“ Der Russe schnatterte etwas in seiner Muttersprache und machte dazu eine versöhnliche Gebärde, während sie unbeirrt weiterfuhren.

„Es kommt so, wie ich es vorausgesagt habe“, wandte sich O'Brien an Starling. „Sie bringen sie in die russische Zone.“ - Entsetzt starrte Anna durch die Windschutzscheibe nach vorne. „Nur keine Angst, kleines Mädchen“, tröstete sie O'Brien. Seine Hand spielte wieder mit der Pistole, weshalb Starling sagte: „Schau, Pat, das ist ein britischer Fall. Du brauchst dich nicht einzumischen.“

„Du kennst dich bei diesem Spiel noch nicht aus. Du weißt nicht, was das für Brüder sind.“

„Aber es lohnt sich doch nicht, daraus einen Zwischenfall zu machen.“

„Großer Gott!“ rief O'Brien. „Es lohnt sich nicht? Die Kleine muß doch geschützt werden.“ Die amerikanische Ritterlichkeit wird - so scheint es mir - stets sorgfältig in die richtigen Bahnen gelenkt ... man wartet immer noch auf den amerikanischen Heiligen, der einem Aussätzigen die Wunden küßt.

Plötzlich zog der Chauffeur die Bremsen an: Straßensperre! Ich wußte nämlich, daß sie an diesem Kontrollposten vorbei mußten, wenn sie nicht zum internationalen Hauptquartier in der Inneren Stadt fuhren. Ich steckte den Kopf durchs Wagenfenster und sagte zu dem Russen in seiner Muttersprache: „Was tun Sie in der britischen Zone?“

Er murmelte etwas von „Befehlen“.

„Wessen Befehle? Lassen Sie sehen!“ Ich merkte mir die Unterschrift - es war eine nützliche Information. Dann sagte ich: „Dieses Papier befiehlt Ihnen, eine ungarische Staatsbürgerin und Kriegsverbrecherin zu verhaften, die mit gefälschten Personaldokumenten in der britischen Zone wohnt. Zeigen Sie mir den Paß der Dame.“

Er begann eine umständliche Erklärung, aber ich sah den Paß aus seiner Tasche hervorkommen und zog ihn heraus. Er wollte nach der Pistole greifen, ich aber versetzte ihm einen Schlag ins Gesicht - ich kam mir wirklich gemein vor, als ich das tat; aber sie erwarten von einem erbosten Offizier kein anderes Benehmen und der Schlag (und wohl auch der Anblick dreier britischer Soldaten, die im Lichte der Scheinwerfer vor uns auftauchten) brachte ihn zur Vernunft. Ich sagte: „Mir erscheint dieser Paß vollkommen in Ordnung. Aber ich werde ihn untersuchen lassen und Ihrem Obersten über das Ergebnis berichten. Er kann natürlich jederzeit die Auslieferung der Dame beantragen. Uns interessieren nur allfällige Beweise, daß sie an einem Verbrechen beteiligt war. Wir betrachten nämlich eine Ungarin nicht von vornherein als Russin.“ Er kicherte - vermutlich war mein Russisch zur Hälfte unverständlich - und ich sagte zu Anna: „Steigen Sie aus!“ Sie konnte an dem Russen nicht vorbei, also mußte ich ihn erst herauszerren. Dann drückte ich ihm ein Päckchen Zigaretten in die Hand, rief ihm zu: „Lassen Sie sich's gut schmecken“, winkte den andern zu und stieß einen Seufzer der Erleichterung aus: dieser Zwischenfall war vorüber.

XIII

Während Martins mir erzählte, wie er zu Anna zurückgekehrt war und feststellen mußte, daß man sie abgeführt hatte, dachte ich eine Weile angestrengt nach. Ich konnte mich mit der Geistergeschichte oder dem Gedanken, daß der Mann mit Harry Limes Gesichtszügen die Halluzination eines Betrunkenen gewesen sei, doch nicht so ohne weiteres abfinden. Also holte ich zwei Pläne der Stadt Wien hervor und verglich sie miteinander. Dann rief ich meinen Assistenten an und erkundigte mich, während ich Martins durch ein Glas Whisky beruhigte, ob er Harbin schon gefunden habe. Er sagte nein; soviel er wisse, habe Harbin vor einer Woche Klagenfurt verlassen, um seine Familie in der Nachbarzone zu besuchen. In solchen Fällen meint man, man hätte lieber alles selber machen sollen; aber man muß sich doch hüten, seinen Untergebenen die Schuld zu geben, wenn etwas verkehrt gemacht wird. Ich bin überzeugt, daß ich Harbin nie aus den Krallen der Polizei gelassen hätte; dafür hätte ich wahrscheinlich eine ganze Reihe von Fehlern begangen, die wieder meinen Untergebenen nicht unterlaufen wären.

„Na schön“, sagte ich. „Fahnden Sie weiter nach ihm.“

„Ich bitte um Verzeihung, Sir.“

„Schwamm drüber! So etwas kann passieren.“

Seine jugendliche Stimme drang voll begeisterter Dienstbeflissenheit durch den Draht - könnte man doch in späteren Jahren für eine reine Schablonenarbeit noch dieselbe Begeisterung aufbringen wie in der Jugend! Wie viele günstige Gelegenheiten werden verpaßt, wie viele intuitive Erkenntnisse bleiben aus, nur weil die Arbeit eben zur bloßen Arbeit geworden ist.

„Ich kann mir nicht helfen, Sir: ich glaube immer noch, daß wir die Möglichkeit eines Mordes allzu leichtfertig ausgeschlossen haben. Es gibt da ein oder zwei Punkte, wo ich ...“

„Machen Sie eine Notiz davon, Carter.“

„Jawohl, Sir. Ich glaube, Sir, wenn ich das vorschlagen darf“, (Carter ist noch sehr jung), „wir sollten die Leiche exhumieren lassen. Es liegt kein stichhaltiger Beweis dafür vor, daß Lime zu dem von den andern angegebenen Zeitpunkt den Tod fand.“

„Da haben Sie recht, Carter. Setzen Sie sich mit den zuständigen Behörden ins Einvernehmen.“

Martins hatte recht gehabt! Ich hatte mich restlos blamiert! Aber man darf dabei nicht vergessen, daß die Arbeit der Polizei in einer besetzten Stadt nicht mit jener in der Heimat verglichen werden kann. Alles ist ungewohnt: die Erhebungsmethoden der ausländischen Kollegen, die Grundsätze der Beweisführung, selbst das Verfahren bei der Untersuchung eines verdächtigen Todesfalles. So vermute ich, daß ich allmählich in jene geistige Verfassung geraten war, in der man sich allzu sehr auf sein eigenes Urteil verläßt. Mit Limes Tod war mir ein Stein vom Herzen gefallen, und so hatte ich mich mit dem Gedanken an einen Unfall nur allzu gerne zufrieden gegeben.

Martins fragte ich jetzt: „Haben Sie in den Zeitungskiosk hineingeschaut, oder war er verschlossen?“

„Oh, es war eigentlich kein richtiger Zeitungskiosk“, lautete seine Antwort. „Es war eine von jenen massiven Eisensäulen, die man überall in der Stadt findet und die mit Plakaten beklebt sind.“

„Sie müssen mir die Stelle zeigen.“

„Ist Anna wohl außer Gefahr?“

„Ja. Die Polizei bewacht ihre Wohnung. Vorläufig werden sie nichts unternehmen.“

Da ich nicht durch ein Polizeiauto in der Nachbarschaft Aufsehen erregen wollte, fuhren wir mit der Straßenbahn - mit mehreren Straßenbahnen, da wir öfter umsteigen mußten - und gelangten schließlich zu Fuß in die Gegend von Annas Wohnung. Ich war nicht in Uniform, und außerdem bezweifelte ich sehr, daß die Bande nach dem fehlgeschlagenen Angriff auf Anna es wagen würde, einen Aufpasser auszuschicken.

„Hier geht's hinein“, sagte Martins und führte mich in eine Seitengasse. Wir blieben an dem Kiosk stehen. „Sehen Sie: hier verschwand er hinter dem Kiosk und war weg - wie in den Erdboden versunken.“

„Genau dorthin ist er auch versunken“, entgegnete ich.

„Wie meinen Sie das?“

Einem unbefangenen Passanten wäre es nie aufgefallen, daß die Eisensäule eine Tür besaß. Außerdem war es finster gewesen, als der Mann verschwand. Ich zog die Tür auf und zeigte Martins die kleine eiserne Wendeltreppe, die dahinter in die Tiefe führte. „Du lieber Gott“, entfuhr es ihm, „dann war er doch keine Einbildung von mir!“

„Wir sind hier an einem der Einstiege zum Hauptkanal unter der Stadt.“

„Und jeder Mensch kann da hinuntersteigen?“

„Jeder. Aus irgendeinem Grund sträuben sich die Russen dagegen, daß die Eingänge abgesperrt werden.“

„Und wie weit kann man da unten gehen?“

„Durch ganz Wien. Die Bewohner benützten die Kanäle während der Luftangriffe. Einige unserer englischen Kriegsgefangenen hielten sich zwei Jahre hier versteckt. Deserteure tauchten hier unter - und Einbrecher bedienten sich ihrer. Wenn man sich in dem Kanalnetz auskennt, kann man an jedem Punkt der Stadt wieder herauskommen, entweder durch ein Kanalgitter oder einen Ausstieg wie diesen hier. Die

Österreicher müssen eine eigene Polizeibrigade zur Überwachung der Kloaken unterhalten.“ Ich schloß die Tür des Kiosks wieder und sagte: „Hier ist also Ihr Freund Harry verschwunden.“

„Und Sie glauben wirklich, daß es Harry war?“

„Die Umstände deuten darauf hin.“

„Wen hat die Schieberbande dann aber begraben lassen?“

„Das weiß ich noch nicht; wir werden es aber bald erfahren, weil wir die Leiche exhumieren werden. Ich habe nämlich das bestimmte Gefühl, daß Koch nicht der einzige unbequeme Mitwisser war, den sie um die Ecke gebracht haben.“

„So etwas fährt einem schön in die Glieder“, sagte Martins.

„Jawohl.“

„Und was werden Sie unternehmen?“

„Das weiß ich noch nicht. Es hat keinen Zweck, einen Antrag an die Russen zu stellen. Und Sie können darauf Gift nehmen, daß er sich jetzt in der russischen Zone verborgen hält. Nun haben wir wieder nichts gegen Kurtz in der Hand, weil Harbin aufgefliegen ist - er muß aufgefliegen sein, sonst hätten die Kerle nicht die Komödie mit dem Tod und der Beerdigung gespielt.“

„Aber es ist doch sonderbar - finden Sie nicht? -, daß Koch das Gesicht des Toten vom Fenster aus nicht erkannte.“

„Das Fenster liegt sehr hoch, und ich glaube, das Gesicht war durch Verletzungen unkenntlich gemacht worden, ehe sie die Leiche aus dem Auto hoben.“

Nachdenklich sagte er darauf: „Ich wollte, ich könnte mit Harry sprechen. Es gibt da so vieles, was ich einfach nicht glauben kann.“

„Vielleicht sind Sie überhaupt der einzige, der mit ihm sprechen könnte. Es ist allerdings riskant, weil Sie bereits zuviel wissen.“

„Ich kann es noch immer nicht recht glauben, weil ich ja das Gesicht nur eine Sekunde lang sah.“ Er schloß: „Was soll ich tun?“

„Er wird jetzt die russische Zone nicht verlassen. Vielleicht ist das der Grund, weshalb er versuchte, das Mädchen dorthin entführen zu lassen. Weil er sie liebt? Weil er sich nicht sicher fühlt? Ich weiß es nicht. Wohl aber weiß ich, daß der einzige Mensch, der ihn überreden könnte, herüberzukommen, Sie wären, wenn er Sie noch für seinen Freund hält - oder Anna Schmidt. Aber erst müssen Sie mit ihm reden. Wie das allerdings gehen soll, ist mir noch nicht ganz klar.“

„Ich könnte ja Kurtz aufsuchen. Seine Adresse habe ich.“

„Ja, aber vergessen Sie nicht: Lime wird vielleicht daran gelegen sein, daß Sie die russische Zone nicht wieder verlassen, wenn Sie einmal drüben sind, und ich kann Sie dort nicht schützen.“

„Ich will die ganze verdammte Angelegenheit endlich aufklären“, erwiderte Martins. „Aber als Lockvogel lasse ich mich nicht verwenden. Ich werde mit ihm sprechen, mehr nicht.“

XIV

Der Sonntag hatte seinen trügerischen Frieden über Wien gebreitet; der Wind hatte sich gelegt und seit vierundzwanzig Stunden war kein Schnee mehr gefallen. Den ganzen Vormittag waren die vollbesetzten Straßenbahnen nach Grinzing hinausgefahren, wo man den Heurigen trinkt, oder weiter hinaus ins schneebedeckte Hügelland. Als Martins auf der behelfsmäßigen Pionierbrücke den Donaukanal überquerte,

wurde ihm so recht bewußt, wie menschenleer die Straßen waren. Die Jugend war mit Schlitten und Skiern draußen vor der Stadt, und Martins fühlte rings um sich die verschlafene Nachmittagsstimmung des behäbigen Alters. Ein Wegweiser sagte ihm, daß er jetzt die russische Zone betrat; doch von der Besatzung war nichts zu merken. In der Inneren Stadt sah man mehr russische Soldaten als hier.

Er hatte Kurtz seinen Besuch absichtlich nicht vorher angekündigt. Lieber nahm er es in Kauf, ihn nicht anzutreffen, als alles für seinen Empfang vorbereitet zu finden. Er hatte sich vergewissert, daß er alle seine Ausweispapiere bei sich hatte, einschließlich des Passierscheins der Alliierten Kommission, der ihm wenigstens dem Scheine nach gestattete, sich in allen vier Zonen Wiens frei und unangefochten zu bewegen. Hier, auf der andern Seite des Kanals, herrschte eine ungewöhnliche Stille, die einen phantasiebegabten Journalisten dazu bewogen hatte, ein dramatisches Bild stummen Terrors zu zeichnen; der wahre Grund aber waren die breiten Straßen, die größeren Zerstörungen durch Bomben und Artilleriebeschuß, die geringere Bewohnerzahl und - der Sonntagnachmittag. Es gab nichts zu fürchten; trotzdem fiel es ihm in dieser großen, verödeten Straße, wo man die ganze Zeit das Geräusch der eigenen Schritte vernahm, ziemlich schwer, sich nicht des öfteren umzusehen. Es kostete ihn keine große Mühe, das Haus zu finden, in dem Kurtz wohnte. Als er läutete, wurde ihm sofort von Kurtz selbst geöffnet, als hätte dieser einen Besucher erwartet.

„Oh, Sie sind's, Mr. Martins“, rief Kurtz aus und griff sich bestürzt an den Hinterkopf. Martins hatte schon überlegt, warum der Mann so verändert aussah, und jetzt wußte er es: Mr. Kurtz trug seine Perücke nicht; und doch war sein Kopf nicht kahl; er war ganz normal behaart, aber das Haar war ganz kurz geschoren. Kurtz fuhr fort: „Sie hätten mich vorher

anrufen sollen. Jetzt hätten Sie mich beinahe verpaßt. Ich war nämlich gerade daran, auszugehen.“

„Darf ich trotzdem einen Augenblick hereinkommen?“ „Aber bitte.“

Im Vorzimmer stand eine Kastentür offen, und Martins erblickte Kurtz' Überzieher, seinen Regenmantel, etliche Filzhüte und, gelassen von einem Haken baumelnd wie ein Cape - seine Perücke. „Es freut mich, daß Ihnen wieder Haare gewachsen sind“, sagte er und sah mit Erstaunen im Spiegel der Schranktür, wie Kurtz feuerrot wurde und Haß sein Gesicht verzerrte. Doch als er sich umwandte, lächelte ihn der andere schon wieder wie ein Verschwörer an und sagte ausweichend: „Sie hält den Kopf warm.“

„Wessen Kopf?“ fragte Martins, dem plötzlich eingefallen war, wie nützlich diese falschen Haare bei dem Unfall gewesen sein mochten. „Aber lassen wir das“, setzte er rasch fort, denn sein Besuch galt nicht Kurtz. „Ich bin gekommen, um mit Harry zu sprechen.“ „Mit Harry?“

„Ja, ich will mit ihm sprechen.“ „Sind Sie wahnsinnig geworden?“

„Ich hab's eilig, also nehmen wir an, es sei so. Notieren Sie einfach, daß ich wahnsinnig bin. Sollten Sie aber Harry sehen - oder seinen Geist -, dann richten Sie ihm aus, daß ich mit ihm reden möchte. Ein Geist fürchtet sich ja nicht vor einem Menschen, oder doch? Gewöhnlich ist es umgekehrt. Ich werde die nächsten zwei Stunden beim Riesenrad im Prater auf ihn warten - wenn Sie also mit den Toten in Verbindung treten können, dann beeilen Sie sich. Und bedenken Sie: ich war Harrys Freund.“

Kurtz erwiderte nichts, aber in einem der Zimmer räusperte sich jemand. Martins stürzte auf die Tür los und riß sie auf; er hatte halb und halb damit gerechnet, einen Toten wiederauferstehen zu sehen; aber es war nur Dr. Winkler, der

sich jetzt von einem Küchenstuhl am Herd erhob und sich mit seinem bekannten Zelluloidknistern steif und korrekt verbeugte.

„Dr. Winkel“, rief Martins aus. Dr. Winkler wirkte in einer Küche gänzlich fehl am Platze. Die Überreste eines hastig verzehrten Mittagmahls lagen auf dem Küchentisch verstreut, und unabgewaschene Teller und Schüsseln paßten schlecht zu Dr. Winklers peinlicher Sauberkeit.

„Winkler“, verbesserte ihn der Arzt mit unerschütterlicher Langmut.

Martins wandte sich an Kurtz. „Erzählen Sie dem Herrn Doktor von meinem Wahnsinn. Vielleicht kann er die richtige Diagnose stellen. Und vergessen Sie nicht den Treffpunkt - beim Riesenrad. Oder gehen die Geister nur bei Nacht um?“ Damit verließ er die Wohnung.

Eine Stunde wartete er; um sich warm zu halten, schlenderte er innerhalb der Einfriedung des Riesenrades auf und ab. Der zerstörte Prater, dessen nacktes Totengebein aus der Schneedecke ragte, war nahezu menschenleer. An einem Stand wurden hauchdünne Waffeln verkauft, fast so groß wie Wagenräder, und die Kinder standen mit Lebensmittelkarten in der Hand davor Schlange. Bisweilen wurden mehrere Liebespaare in einen einzigen Waggon des Riesenrades gepfercht und schwebten dann, flankiert von leeren Wagen, langsam im Kreis über die Stadt empor. Sobald ihr Wagen den höchsten Punkt der Fahrt erreicht hatte, wurde die Umdrehung für ein paar Minuten abgebremst, und man sah, wie sich hoch droben die winzigen Gesichter gegen die Fensterscheiben preßten. Martins überlegte, wer wohl erscheinen werde. War Harry noch Freund genug, allein zu kommen, oder würde an seiner Stelle ein Trupp Polizisten auftauchen? Die Razzia in Anna Schmidts Wohnung hatte bewiesen, daß Harry einen gewissen Einfluß besaß. Und als ihm der Uhrzeiger sagte, daß

eine volle Stunde um war, fragte er sich zweifelnd: „War etwa alles ein Hirngespinnst? Graben sie im Zentralfriedhof jetzt vielleicht Harrys Leiche aus?“

Hinter dem Kuchenstand pffiff jemand. Martins kannte die Melodie. Er drehte sich um und wartete. War es Angst oder Erregung, was jetzt sein Herz höher schlagen ließ - oder bloß die Erinnerungen, die diese Melodie in ihm erweckte? Denn der Pulsschlag seines Lebens hatte sich stets beschleunigt, sobald Harry erschienen war, so wie er jetzt erschien: als wäre nichts geschehen, niemand ins Grab gelegt und niemand mit durchschnittener Kehle aufgefunden worden. Er näherte sich Martins in seiner halb belustigten, halb abweisenden Art, die zu besagen schien: „Nimm mich so, wie ich bin, oder laß es sein.“ Natürlich nahm man ihn immer.

„Harry!“

„Hallo - Rollo!“

Stellen Sie sich unter Harry Lime nur ja keinen aalglatten Schurken vor. Das war er nicht. Das Bild, das ich von ihm in meinen Akten habe, ist ausgezeichnet getroffen. Ein Straßenphotograph hatte es aufgenommen, und er steht da, die stämmigen Beine gespreizt, die kräftigen Schultern hochgezogen, mit einem Bauch, der verrät, daß er schon lange Jahre zu gut gelebt hat, mit einem fröhlichen Lausbubengesicht, aus dem die Menschenfreundlichkeit strahlt und die Überzeugung, daß sein persönliches Glück der ganzen Welt die Sorgenfalten glätten wird.

Jetzt beging er nicht den Fehler, eine Hand auszustrecken, die vielleicht verschmäht worden wäre, sondern klopfte Martins bloß leicht auf den Ellbogen und fragte: „Na, wie geht's?“

„Ich muß mit dir sprechen, Harry.“ „Ja natürlich.“ „Allein.“

„Wir könnten nirgends mehr allein sein als hier.“ Harry hatte schon immer alle Kniffe gekannt, und auch in diesem zertrümmerten Vergnügungspark war es nicht anders. Er gab

der Frau am Schalter ein Trinkgeld, und sie erhielten einen Wagen des Riesenrads ganz für sich allein. Er sagte: „In der guten alten Zeit taten das die Liebespaare, aber jetzt haben sie nicht das nötige Geld dazu - die armen Teufel!“ Und mit einem Blick, aus dem aufrichtiges Bedauern zu sprechen schien, sah er aus dem leise schaukelnden und langsam höher steigenden Waggon hinunter auf die immer kleiner werdenden Gestalten. Langsam versanken auf der einen Seite die Häuser der Stadt unter ihnen, langsam wuchsen auf der andern die mächtigen stählernen Kreuzträger des Riesenrades vor ihnen empor. Der Horizont wich zurück, die Donau wurde sichtbar und die Pfeilertürme der Reichsbrücke kamen über den Häusern zum Vorschein.

„Ja“, begann Harry, „es ist schön, dich wieder einmal zu sehen, Rollo.“

„Ich war bei deinem Begräbnis.“

„Das war doch fein ausgedacht, nicht wahr?“

„Nicht so fein, soweit es deine Freundin betraf. Sie war auch dort - und weinte um dich.“

„Sie ist ein gutes kleines Ding“, sagte Harry. „Ich mag sie furchtbar gern.“

„Ich wollte der Polizei nicht glauben, was man mir dort von dir erzählte.“

„Und ich hätte dich nicht nach Wien eingeladen, wenn ich geahnt hätte, wie alles kommen würde; aber ich wußte ja noch nicht, daß mir die Polizei auf den Fersen war.“

„Und du wolltest mich an deinem Geschäft beteiligen?“

Er stand mit dem Rücken gegen die Tür, indes der Wagen höher schwebte, und lächelte Rollo Martins an, der sich erinnerte, Harry in genau derselben Haltung einst in einer verschwiegenen Ecke des Schulhofs gesehen zu haben; damals hatte sein Freund gesagt: „Du, ich habe entdeckt, wie man nachts hier herauskann. Vollkommen sicher. Du bist der

einzigste, dem ich das Geheimnis verrate.“ Zum erstenmal blickte Rollo Martins nun ohne Bewunderung in die ferne Vergangenheit zurück und dachte: „Aus ihm ist noch immer kein Erwachsener geworden. Die Teufel in den Dramen Marlowes hatten Knallfrösche an den Schwanzenden; das Böse ist wie Peter Pan - es besitzt die schreckliche, Schrecken einflößende Gabe ewiger Jugend.“

Nun fragte Martins: „Hast du jemals das Kinderspital besucht? Hast du je eines deiner Opfer gesehen?“

Harry warf einen Blick auf die Spielzeuglandschaft unter ihnen und entfernte sich von der Tür. „Ich fühle mich in diesen Dingen nie recht sicher“, bemerkte er und betastete mit der Hand die Außenseite der Tür, als fürchtete er, sie könne plötzlich aufspringen und ihn in den von eisernen Rippen durchzogenen Luftraum hinausschleudern. „Opfer?“ fragte er. „Nur nicht so theatralisch, mein lieber Rollo. Schau doch da hinunter“, forderte er Martins auf und deutete durch das Fenster auf die Menschen, die tief unten am Fuß des Riesenrads gleich Fliegen umherkrochen. „Würdest du es dir wirklich zu Herzen nehmen, wenn einer dieser schwarzen Punkte aufhören sollte, sich zu bewegen - für immer? Wenn ich dir sagte, alter Freund, du könntest zwanzigtausend Pfund verdienen für jeden Punkt dort unten, der kriecht, würdest du mir allen Ernstes und ohne Zögern antworten, ich soll mir mein Geld behalten? Oder würdest du dir ausrechnen, auf wie viele Punkte du verzichten könntest? Dabei würdest du keine Einkommensteuer zahlen, alter Freund. Denk nur: keine Einkommensteuer!“ Wieder lächelte er sein jugenhaftes Verschwörerlächeln. „Es ist die einzige Möglichkeit, heutzutage zu Geld zu kommen.“

„Hättest du nicht bei den Autoreifen bleiben können?“ „So wie Cooler? Nein. Ich war immer schon ehrgeizig.“

„Aber jetzt bist du erledigt. Die Polizei weiß alles.“ „Aber fangen können sie mich nicht, Rollo, du wirst es noch sehen. Ich komme wieder in die Höhe; einen fähigen Menschen können sie nicht unterkriegen.“

Der Waggon kam am Scheitelpunkt seiner Kreisbahn leicht pendelnd zum Stillstand, und Harry wandte seinem Freund den Rücken zu und blickte aus dem Fenster. Martins überlegte: „Ein einziger kräftiger Stoß, und er fliegt durchs Glas hinaus.“ In Gedanken malte er sich aus, wie der Körper zwischen den eisernen Pfeilern und Verstrebungen stürzen, immer tiefer stürzen würde - ein Kadaver, der mitten unter die Fliegen dort unten fiel. Er sagte: „Du weißt doch, daß die Polizei deine Leiche ausgraben will. Was wird sie finden?“

„Harbin“, gab Harry schlicht zur Antwort. Dann wandte er sich vom Fenster ab und sagte: „Schau dir den Himmel an!“

Der Wagen hing nun bewegungslos im Zenit seiner Bahn. Draußen, jenseits der schwarzen Stahlträger, flossen die glühenden Farben des Sonnenuntergangs in breiten Streifen über den papiergrauen gefleckten Himmel.

„Warum wollten die Russen Anna Schmidt verhaften?“ fragte Martins.

„Weil sie gefälschte Papiere hatte.“

„Und wer hat ihnen das gesteckt?“

„Mein lieber Rollo, der Preis des Lebens in dieser Zone ist die Dienstleistung. Ich muß ihnen von Zeit zu Zeit kleine Informationen zukommen lassen.“

„Ich dachte, du hättest vielleicht versucht, sie herüber zu bekommen - weil sie deine Freundin war, weil du sie brauchst.“

Harry lächelte. „So viel Einfluß besitze ich auch wieder nicht.“

„Was wäre mit ihr geschehen?“

„Nichts besonders Schlimmes. Man hätte sie nach Ungarn abgeschoben. Eigentlich liegt ja nichts gegen sie vor.“

Vielleicht hätte man sie für ein Jahr in ein Arbeitslager gesteckt. Und in ihrer Heimat wäre sie ungleich besser aufgehoben als hier, wo sie nur von der britischen Polizei umhergejagt wird.“

„Sie hat der Polizei kein Wort über dich gesagt.“

„Sie ist ein gutes kleines Ding“, wiederholte Harry voll stolzer Genugtuung.

„Sie liebt dich.“

„Na, es ging ihr ja auch recht gut, solange die Sache dauerte.“

„Und ich liebe sie.“

„Das freut mich, alter Junge. Sei nett zu ihr. Sie verdient es. Ich freue mich wirklich.“ Es wirkte so, als hätte er damit alles zu jedermanns Zufriedenheit geregelt. „Und du kannst dazu beitragen, daß sie auch weiterhin den Mund hält. Nicht, daß sie etwas von Bedeutung wüßte!“

„Ich habe gute Lust, dich durchs Fenster zu schmeißen.“

„Aber tun wirst du es nicht, alter Freund. Wenn wir uns zankten, so dauerte es nie lange. Erinnerst du dich an den fürchterlichen Krach im ‚Monaco‘, wo wir beide schworen, wir seien miteinander fertig? Zu dir habe ich unbegrenztes Vertrauen, Rollo. Kurtz wollte mich erst überreden, nicht herzukommen, aber ich kenne dich doch. Dann versuchte er mich zu überreden, einen kleinen - hm - Unfall zu arrangieren. Er meinte, das wäre in diesen Waggons ganz einfach.“

„Nur bin ich der Stärkere von uns beiden.“

„Aber ich habe einen Revolver. Du glaubst doch nicht, eine Schußwunde würde weiter auffallen, wenn du auf dem Boden dort unten aufgeschlagen bist?“ Der Wagen setzte sich wieder in Bewegung und schwebte langsam der Erde entgegen, bis die Fliegen zu Zwergen und endlich zu Menschen wurden. „Was für Narren sind wir doch, Rollo! Wir reden da gerade so, als ob ich dir etwas antun könnte - oder du mir.“ Damit wandte er Martins den Rücken und lehnte sein Gesicht gegen die

Fensterscheibe. Ein kräftiger Stoß ... „Wieviel verdienst du mit deinen Wildwestromanen im Jahr?“

„Tausend Pfund.“

„Die du versteuern muß. Ich verdiene dreißigtausend steuerfrei. Es ist jetzt so Mode. In diesen Zeiten nimmt doch niemand auf Menschenleben Rücksicht. Die Regierungen tun es nicht, und wenn die es nicht tun, warum sollten wir's? Sie reden vom Volk und vom Proletariat, und ich rede von Dummköpfen. Das ist doch genau dasselbe. Sie haben ihren Fünfjahresplan, und ich habe den meinen.“

„Du warst einmal ein Katholik.“

„Oh, ich glaube immer noch, alter Freund: an Gott und seine Barmherzigkeit und so weiter. Ich tue durch meine Geschäfte auch keiner Seele etwas zuleide. Die Toten sind dort glücklich, wo sie sind. Hier versäumen sie doch nicht viel, die armen Teufel“, schloß er mit einem wunderlichen Anflug echten Mitleids, als der Wagen an der Plattform ankam und die Gesichter derer, die Lime als seine Opfer ausersehen hatte, die abgehetzten, vergnügungssüchtigen Sonntagsgesichter, zu ihnen hereinstarrten. „Weißt du, ich könnte dich am Geschäft beteiligen. Du könntest sehr nützlich sein. Im ersten Bezirk habe ich niemand mehr.“

„Außer Cooler und Dr. Winkler?“

„Du mußt nicht den Detektiv spielen, lieber Rollo.“

Damit traten sie aus dem Wagen hinaus und wieder faßte er Martins am Ellbogen an. „Das war nur ein Witz. Ich weiß, daß du es nicht tun wirst. Hast du in letzter Zeit vom alten Bracer gehört?“

„Zu Weihnachten schrieb er mir eine Karte.“

„Das waren noch Zeiten, alter Junge, das waren noch Zeiten. Hier muß ich dich verlassen. Wir sehen uns ja mal wieder. Wenn du irgendwie in der Klemme bist, kannst du mich über Kurtz erreichen.“

Er entfernte sich ein paar Schritte; dann wandte er sich um und winkte mit der Hand, die er taktvollerweise seinem Freund nicht hingestreckte hatte. Martins war es, als verschwinde die ganze Vergangenheit hinter einer finstern Wolke. Plötzlich rief er Harry nach: „Trau mir nicht, Harry!“ Aber die Entfernung war schon so groß, daß die Worte den andern nicht mehr erreichten.

XV

„Anna war im Theater“, erzählte mir Martins. „Sie spielte in der Sonntagnachmittagsvorstellung. Ich mußte mir die ganze langweilige Komödie ein zweites Mal ansehen. Etwas von einem alternden Komponisten und einem jungen Mädchen, das in ihn vernarrt ist, und einer einsichtsvollen - einer gräßlich einsichtsvollen - Gattin. Anna spielte miserabel - sie war in ihren besten Augenblicken nie eine große Schauspielerin. Ich besuchte sie nachher in ihrer Garderobe und fand sie in furchtbarer Aufregung. Ich glaube, sie hatte die ganze Zeit Angst, ich könnte zudringlich werden, und das wollte sie nicht. Ich sagte ihr, daß Harry am Leben sei, und dachte mir, sie würde sich darüber freuen, und stellte mir schon vor, wie ich mich ärgern würde, daß sie sich so freute. Aber sie saß vor dem Schminkspiegel und ließ die Tränen über die angestrichenen Wangen rollen. Da wäre es mir wieder lieber gewesen, sie hätte sich doch gefreut. Sie sah entsetzlich aus, und ich - ich war so in sie verliebt. Dann erzählte ich ihr von meinem Gespräch mit Harry, aber sie hörte mir gar nicht richtig zu, denn als ich fertig war, sagte sie: ‚Ich wollte, er

wäre tot.“ „Er verdiente es.“ „Ich meine, dann wäre er sicher - vor allen Menschen.“

Ich fragte Martins: „Zeigten Sie ihr die Photographien, die ich Ihnen gab - die von den Kindern?“

„Ja, ich sagte mir: jetzt ist eine Roßkur notwendig. Sie muß sich von Harry losreißen. Ich stellte die Bilder zwischen den Schminktiegeln auf; da mußte sie sie sehen. Dann sagte ich: ‚Die Polizei kann Harry nicht verhaften, wenn sie ihn nicht in diese Zone locken kann, und wir müssen ihr dabei helfen.‘ Darauf sagte sie: ‚Ich dachte, er wäre Ihr Freund.‘ Und ich antwortete: ‚Er war mein Freund.‘ ‚Ich werde Ihnen nie helfen, Harry zu fangen‘, sagte sie. ‚Ich will ihn nie wieder sehen, ich will seine Stimme nie wieder hören, ich möchte nie wieder von ihm berührt werden; aber ich werde auch keinen Finger rühren, um ihm zu schaden.‘ Ich war sehr erbittert - warum, weiß ich nicht; denn schließlich hatte ich ja nichts für sie getan. Sogar Harry hatte mehr für sie getan. Ich sagte: ‚Sie sehnen sich immer noch nach ihm‘, als ob ich ihr damit ein Verbrechen vorwürfe. Hierauf erwiderte sie: ‚Ich sehne mich nicht nach ihm, aber er ist ein Stück von mir. Das läßt sich auch nicht mehr ändern - nicht so wie eine Freundschaft! Wenn ich von Liebe träume, ist immer er der Mann.‘“

Hier zögerte Martins und ich drängte ihn weiter: „Ja, und dann?“

„Ach, dann bin ich einfach aufgestanden und gegangen. Jetzt sind Sie an der Reihe. Jetzt müssen Sie mich bearbeiten. Was habe ich zu tun?“

„Ich möchte rasch handeln. In dem Sarg lag Harbins Leiche; also können wir Winkler und Cooler sofort verhaften. Kurtz ist vorläufig für uns unerreichbar; das gleiche gilt vom Chauffeur. Wir werden bei den Russen formell um die Erlaubnis zur Festnahme von Kurtz und Lime ansuchen; damit ist die Sache aktenmäßig in Ordnung. Wenn wir Sie als Lockvogel benützen

wollen, dann muß Ihre Nachricht unverzüglich zu Lime gelangen - nicht erst, nachdem Sie sich vierundzwanzig Stunden in dieser Zone aufgehalten haben. Ich stelle mir die Sache so vor: Sie müssen den Eindruck erwecken, als wären Sie gleich nach Ihrer Rückkehr in die Innere Stadt zu einem hochnotpeinlichen Verhör hierhergebracht worden; dabei hörten Sie von mir die Sache mit Harry. Sie denken sich daraufhin Ihr Teil und gehen zu Cooler, um ihn zu warnen. Cooler lassen wir durch die Finger schlüpfen, damit uns der größere Fang gelingt - schließlich besitzen wir keine Anhaltspunkte dafür, daß er an der Penicillinschiebung beteiligt war. Er wird in den zweiten Bezirk zu Kurtz flüchten, und Lime gewinnt auf diese Weise den Eindruck, daß Sie sich ihm gegenüber vollkommen fair verhalten haben. Drei Stunden später schicken Sie ihm wieder eine Nachricht, und zwar, daß die Polizei hinter Ihnen her ist; Sie sind in einem Versteck und müssen ihn unbedingt sprechen!“

„Er wird nicht kommen.“

„Davon bin ich nicht so überzeugt. Wir suchen unser Versteck sehr sorgfältig aus - an einer Stelle, wo für ihn das Risiko ganz gering ist. Auf jeden Fall können wir es probieren. Es würde seinem Stolz und seinem Sinn für Humor schmeicheln, wenn er Sie herauskauen könnte. Zudem würde er Ihnen damit den Mund stopfen.“

Martins brachte den Einwand vor: „Er hat mich noch nie herausgehauen - zumindest nicht in der Schule.“ Es war offensichtlich, daß er über die Vergangenheit kritisch nachgedacht hatte und zu gewissen Schlußfolgerungen gekommen war.

„Damals handelte es sich aber auch um nichts Ernstes, und es bestand keine Gefahr, daß Sie ihn verraten könnten.“

„Ich rief Harry noch nach, er solle mir nicht trauen, aber er hörte mich nicht mehr.“

„Sind Sie bereit, mitzumachen?“ fragte ich ihn. Er hatte mir die Bilder der irrsinnigen Kinder zurückgegeben, und sie lagen nun auf meinem Schreibtisch. Ich konnte sehen, daß er sie lange betrachtete.

„Ja“, sagte er endlich, „ich mache mit.“

XVI

Alle Maßnahmen zur Vorbereitung des eigentlichen Schlages gingen wie am Schnürchen. Mit der Verhaftung Winklers, der aus dem zweiten Bezirk zurückgekehrt war, warteten wir noch zu, bis Cooler gewarnt worden war. Aber Martins bereitete die kurze Unterredung mit Cooler reines Vergnügen. Cooler begrüßte ihn ohne eine Spur von Verlegenheit und in einer sehr gönnerhaften Art. „Ja, das ist ja Mr. Martins. Freut mich wirklich, Sie wiederzusehen. Nehmen Sie doch Platz! Ich bin froh, daß zwischen Ihnen und Oberst Calloway alles in Ordnung ging. Hochanständiger Mensch, dieser Calloway.“

„Es ging leider nicht in Ordnung“, erwiderte Martins.

„Sie werden es mir hoffentlich nicht nachtragen, daß ich ihm von Ihrem Besuch bei Koch Mitteilung machte. Ich überlegte dabei folgendermaßen: wenn Sie unschuldig waren, dann würden Sie den Verdacht gegen Sie augenblicklich entkräften; und wenn Sie schuldig waren, ja, dann durfte die Tatsache, daß ich Sie gut leiden mochte, mich nicht von der Erfüllung meiner Pflicht abhalten. Ein Bürger hat eben seine Verpflichtungen.“

„Wie zum Beispiel falsche Zeugenaussagen bei einer polizeilichen Einvernahme.“

„Ach Gott! Diese uralte Geschichte! Sie scheinen nicht gut auf mich zu sprechen zu sein, Mr. Martins. Aber betrachten Sie die

Sache doch von dieser Seite: Sie als Bürger, der seinem Vaterland Treue schuldet ...“

„Die Polizei hat die Leiche exhumiert. Man ist hinter Ihnen und Winkler her. Ich möchte Sie bitten, Harry zu warnen ...“

„Ich verstehe Sie nicht.“

„Oh, Sie verstehen mich sehr wohl.“ Und es war offenkundig, daß er ihn verstand. Martins verließ ihn ohne ein Wort des Abschieds. Er hatte genug von diesem gütigen, müden Philanthropengesicht.

Jetzt galt es nur noch, die Falle mit dem Köder zu versehen. Nach genauem Studium der Pläne des Kanalsystems kam ich zu dem Schluß, daß ein Kaffeehaus in der Nähe des Haupteingangs zu der Kloake, den Martins mit einem Zeitungskiosk verwechselt hatte, der geeignetste Punkt wäre, um Lime aus der russischen Zone herüberzulocken. Er brauchte nur noch einmal aus dem Erdboden aufzutauchen, fünfzig Meter weit zu gehen, Martins abzuholen und mit ihm wieder in das schützende Dunkel der Kanäle zu verschwinden. Er hatte keine Ahnung, daß uns dieser Fluchtweg wohlbekannt war, wußte aber vermutlich, daß eine Patrouille der Kanalpolizei ihren Rundgang knapp vor Mitternacht beendete und die nächste erst um zwei Uhr aufbrach. So saß Martins um Mitternacht in dem kleinen, eiskalten Café, von dem aus er den Kiosk sehen konnte, und trank einen Kaffee nach dem andern. Ich hatte ihm einen Revolver gegeben und meine Leute so nahe wie möglich am Kiosk postiert. Die Kanalpolizei stand in Bereitschaft, um bei Alarm die Ausstiege abzuriegeln und das Kanalsystem vom Stadtrand her nach innen zu durchkämmen. Ich wollte Lime aber wenn möglich noch fassen, ehe er wieder unter der Erde verschwinden konnte. Das würde viel Mühe sparen und Martins nicht gefährden. So saß dieser - wie schon gesagt - im Kaffeehaus und wartete.

Der Wind hatte sich wieder erhoben, aber er brachte keinen Schnee. Eisig wehte er von der Donau herauf und peitschte in der kleinen Rasenfläche vor dem Café den Schnee wie den Gischt auf einem Wogenkamm. Das Lokal war nicht geheizt, und Martins wärmte seine Hände abwechselnd an einer - an unzähligen - Tassen Ersatzkaffees. Gewöhnlich war einer meiner Leute bei ihm; aber ich löste sie in unregelmäßigen Abständen von etwa zwanzig Minuten ab. Über eine Stunde verging. Martins hatte längst alle Hoffnung aufgegeben, und ich an meinem Posten auch; ich saß mehrere Straßen entfernt an einem Telephon und hatte einen Trupp der Kanalpolizei bei mir, die bereitstand, nötigenfalls hinunterzusteigen. Wir waren besser daran als Martins, weil uns in unseren hohen Gummistiefeln, die uns bis an die Hüften reichten, und in unseren gefütterten Blusen die Kälte nichts anhaben konnte. Ein Polizist hatte einen kleinen Scheinwerfer, etwa anderthalbmal so groß wie ein Autoscheinwerfer, vor die Brust geschnallt, und ein anderer trug Fackeln und Leuchtraketen. Plötzlich schrillte das Telephon. Martins war am Apparat und sagte: „Ich komme schon um vor Kälte. Es ist viertel nach eins. Hat es einen Sinn, noch länger zu warten?“

„Sie sollten nicht telephonieren. Sie müssen in Sicht bleiben.“

„Ich habe sieben Tassen von diesem abscheulichen Kaffee getrunken. Mehr verträgt mein Magen nicht.“

„Er kann nicht mehr lange auf sich warten lassen, wenn er überhaupt kommt. Denn der Zwei-Uhr-Patrouille wird er sicher nicht in die Arme laufen wollen. Halten Sie noch eine Viertelstunde aus, aber bleiben Sie dem Telephon fern!“

Plötzlich rief Martins dazwischen: „Um Gottes willen! Er ist da! Er ist ...“ Dann verstummte der Apparat. Ich rief meinem Assistenten zu: „Geben Sie das Signal zum Bewachen aller Ausstiege.“ Und zur Kanalpolizei sagte ich: „Los! Wir steigen hinunter.“

Folgendes hatte sich im Café abgespielt: Martins war noch am Telephon, als Harry Lime das Lokal betrat. Ich weiß nicht, was er hörte, wenn er überhaupt etwas hörte. Aber der bloße Anblick eines Menschen, der von der Polizei gesucht wurde, in Wien keine Bekannten hatte und trotzdem ein Telefongespräch führte, muß genügt haben, ihn stutzig zu machen. Er war aus dem Café draußen, ehe Martins den Hörer auflegen konnte. Außerdem war es ausgerechnet einer der seltenen Augenblicke, da keiner meiner Beamten im Café anwesend war. Der eine war gerade hinausgegangen und seine Ablösung kam die Straße entlang, um hineinzugehen. Harry Lime wischte an ihm vorbei und rannte zum Kiosk. Martins kam aus dem Café und sah meine Polizisten. Hätte er ihnen in diesem Moment zugerufen, so wäre es ein leichtes gewesen, ihn niederzuschießen; aber ich meine, es war nicht Lime, der Penicillinschieber, der da flüchtete, sondern Harry. Er zögerte gerade so lange, bis Lime den Kiosk zwischen sich und seine Verfolger gebracht hatte, dann rief er: „Da ist er!“ Aber Lime war bereits im Boden verschwunden.

Was für eine seltsame Welt liegt doch, den meisten von uns unbekannt, unter unseren Füßen verborgen! Wir leben über einer Höhlenlandschaft von Wasserfällen und rauschenden Flüssen, wo Ebbe und Flut abwechseln wie in der Welt darüber. Wer jemals die Abenteuer von Allan Quatermain und den Bericht seiner unterirdischen Wasserreise zur Stadt Milosis gelesen hat, der kann sich den Schauplatz von Limes letztem verzweifelterm Widerstand vergegenwärtigen. Der Hauptkanal, etwa halb so breit wie die Themse, braust unter einem mächtigen Tunnelgewölbe dahin und wird von zahlreichen Zuflüssen gespeist. Diese Seitenbäche sind aus höher gelegenen Rohren über Wasserfälle herabgestürzt und im Fall gereinigt worden, so daß die Luft nur in den Seitenkanälen verpestet ist; der Hauptstrom hingegen riecht

angenehm frisch, mit einem schwachen Hauch von Ozon; und von allen Seiten hört man dort das Tosen stürzender Wässer. Als Martins und der Polizist den Strom erreichten, war die Flut gerade im Sinken. Zuerst klapperten sie die eiserne Wendeltreppe hinab, dann durcheilten sie einen kurzen Gang, der so niedrig war, daß sie nur gebückt laufen konnten, und endlich umspülte das Wasser am seichten Rand des Flußbettes ihre Füße. Martins' Begleiter leuchtete mit der Taschenlampe die Einfassung des Wasserlaufes ab und bemerkte: „In dieser Richtung ist er gegangen.“ Genau so wie ein tiefer Bach dort, wo er gegen das Ufer zu seichter wird, eine Anhäufung von Abfällen zurückläßt, so hatte auch hier die Kloake in dem ruhigen, niedrigen Wasser in der Nähe der Wand einen schmutzigen Schaum von Orangenschalen, alten Zigarettenschachteln und dergleichen abgesetzt, und in diesen Rückständen hatte Lime so unmißverständlich seine Fährte hinterlassen, wie wenn er durch Schlamm geschritten wäre. Der Polizist hielt in der linken Hand die Taschenlampe, mit der er vorausleuchtete, und in der rechten die schußbereite Pistole. Er flüsterte Martins zu: „Halten Sie sich hinter mir, Sir; das Schwein schießt vielleicht.“

„Warum, zum Teufel, sollten dann Sie vorangehen?“ „Das ist mein Beruf, Sir.“ Stellenweise stieg ihnen das Wasser fast bis an die Knie. Der Polizist hielt die Taschenlampe schräg nach vorne auf den Boden gerichtet und beleuchtete die wirre Fußspur, die am Rande des Kanalbetts vor ihnen herlief. Er sagte: „Das Lächerliche an der ganzen Jagd ist, daß der Schweinehund nicht die geringste Chance hat. Die Ausstiege sind alle bewacht, und den Weg in die russische Zone haben wir durch einen Polizeikordon abgeriegelt. Unsere Leute brauchen nichts weiter zu tun, als von den Kanaleingängen weiter draußen die Zuführungskanäle gegen das Zentrum zu durchkämmen.“ Er zog eine Trillerpfeife aus der Tasche und

blies hinein, und aus großer Ferne, bald von da, bald von dort, hallten die Antworten zurück. „Jetzt sind sie alle herunter“, erklärte er. „Die Kanalpolizei, meine ich. Die kennen sich hier so gut aus wie ich mich in der Tottenham Court Road. Wenn mich nur meine Alte sehen könnte!“ sagte er und richtete sekundenlang seine Lampe nach vorn; im selben Augenblick krachte ein Schuß. Die Taschenlampe flog ihm aus der Hand und fiel ins Wasser.

„Der gottverdammte Schweinehund!“ stieß er hervor.

„Sind Sie getroffen?“

„Nur ein Streifschuß an der Hand, weiter nichts: eine Woche keinen Dienst. Hier, nehmen Sie die andere Lampe, Sir, während ich mir die Hand verbinde. Aber schalten Sie sie nicht ein. Er ist in einem der Seitenkanäle.“ Geraume Weile pflanzte sich der Widerhall des Schusses in den Gewölben fort, und als endlich das letzte Echo erstarb, ertönte vor ihnen ein schriller Pfiff, und Martins' Gefährte antwortete.

„Es ist komisch“, sagte Martins. „Aber ich weiß nicht einmal, wie Sie heißen.“

„Bates, Sir.“ In der Dunkelheit lachte er leise. „Das ist nicht meine gewöhnliche Runde. Kennen Sie das Gasthaus ‚Zum Hufeisen‘, Sir?“

„Ja freilich.“

„Und den ‚Herzog von Grafton‘“

„Auch.“

„Was gibt's nicht alles in dieser Welt!“

Darauf sagte Martins: „Jetzt lassen Sie aber mich nach vorn. Ich glaube nicht, daß er auf mich schießen wird, und ich möchte mit ihm sprechen.“

„Ich habe aber Befehl, Sir, gut auf Sie achtzugeben.“

„Schon gut, Bates“, beruhigte ihn Martins und schob sich im Bogen an ihm vorüber, wobei er knöcheltief in das Bachbett geriet. Als er endlich vor dem Polizisten stand, rief er „Harry“,

und sein Schrei löste ein tausendfältiges Echo aus: „Harry, Harry, Harry!“ hallte es im Gewölbe fort und als Antwort kam ein wahres Pfeifkonzert aus dem Dunkel.

Wiederum rief er: „Harry, komm heraus! Es hat keinen Zweck.“

Da erklang eine Stimme so unerwartet nahe, daß beide sich flach gegen die Mauer warfen. „Bist du's, alter Knabe?“ rief sie. „Was soll ich tun?“

„Komm heraus und streck die Hände über den Kopf.“

„Ich habe keine Taschenlampe, ich kann nichts sehen.“

„Seien Sie vorsichtig, Sir“, warnte ihn Bates.

„Drücken Sie sich flach an die Wand. Auf mich schießt er nicht“, erwiderte Martins und rief dann: „Harry! Ich schalte die Taschenlampe ein. Sei anständig und komm heraus. Du hast keine Chance mehr.“ Damit schaltete er die Lampe ein, und da - etwa zehn Meter vor ihm, am Rande des Lichtkegels und des Wassers - kam Harry zum Vorschein. „Hände hoch, Harry!“

Harry hob die Hand und feuerte. Das Geschoß prallte eine Handbreit hinter Martins' Kopf gegen die Wand, und gleich darauf hörte er Bates aufschreien. Im selben Augenblick erhellte ein Scheinwerfer aus fünfzig Meter Entfernung den ganzen Tunnel, erfaßte mit seinem Strahl Harry, weiter hinten Martins und die starren Augen von Bates, der zusammengekrümmt mit dem halben Körper im Kanalbett lag, wo das schmutzige Wasser seine Brust umspülte. Eine leere Zigarettenschachtel klemmte sich in seine Achselhöhle und blieb hängen. Meine Leute hatten den Schauplatz des Kampfes erreicht.

Martins stand unschlüssig über Bates. Lime war zwischen ihm und uns. Wir konnten nicht schießen, weil wir fürchten mußten, Martins zu treffen, und das Licht des Scheinwerfers blendete Lime. Langsam rückten wir näher und warteten mit gezogenen Pistolen auf eine Schußgelegenheit, während Lime

wie ein von einem Autoscheinwerfer geblendeter Hase sich bald hierhin, bald dorthin wandte. Dann stürzte er sich plötzlich kopfüber in das tiefe, rauschende Wasser in der Mitte des Kanals. Als wir den Scheinwerfer herumgeschwenkt hatten, um ihm nachzuleuchten, war er schon untergetaucht und die Strömung trieb ihn rasch mit sich fort, vorbei an Bates, aus der Reichweite des Scheinwerfers, gegen die Finsternis zu. Was veranlaßt wohl einen rettungslos Verlorenen, sich an jede Möglichkeit zu klammern, um sein Leben noch um ein paar Minuten zu verlängern? Ist es eine gute Eigenschaft oder eine schlechte? Ich vermag es nicht zu entscheiden.

Martins stand am Ende des Lichtstrahls und starrte den Fluß hinab. Jetzt hatte er seine Pistole in der Hand; er war der einzige von uns, der ohne Gefahr schießen konnte. Ich glaubte im Wasser eine Bewegung zu sehen und schrie: „Da! Da! Schießen Sie!“ Er hob die Waffe und feuerte, genau so, wie er auf denselben Befehl hin vor Jahren auf der Gemeindewiese von Brickworth geschossen hatte, und auch genau so schlecht gezielt wie damals. Ein Schmerzensschrei drang hallend aus der Wölbung vor uns: ein bitterer Vorwurf, eine flehentliche Bitte. „Gut gemacht“, rief ich und blieb neben Bates stehen. Er war tot. Seine weitaufgerissenen Augen starrten uns ausdruckslos entgegen, als wir das Scheinwerferlicht auf sein Gesicht richteten. Einer von uns bückte sich, zerrte die Zigarettenschachtel unter seinem Arm hervor und warf sie in die Strömung, die sie wirbelnd entführte - ein Stückchen gelber Pappe mit der Aufschrift „Gold Hake“. Er hatte recht gehabt: jetzt war er gewiß unendlich weit von seiner heimatlichen Tottenham Court Road entfernt.

Ich blickte auf und sah, daß Martins in der Finsternis verschwunden war. Ich schrie seinen Namen, aber der Ruf ging in dem Wirrwarr von Echos und im Brausen und Tosen des unterirdischen Stromes unter. Dann fiel ein dritter Schuß.

Später berichtete mir Martins darüber: „Ich ging den Kanal entlang, um Harry zu finden, muß ihn aber in der Dunkelheit übersehen haben. Die Taschenlampe wagte ich nicht aufzublenzen; ich wollte ihn nicht noch einmal zum Schießen herausfordern. Meine Kugel muß ihn knapp am Eingang zu einem Seitenstollen getroffen haben. Vermutlich kroch er dann in den Gang hinein bis zum Fuß einer eisernen Wendeltreppe. Zehn Meter ober ihm befand sich das Kanalgitter; aber er hätte wohl nicht die Kraft besessen, es aufzuheben; und selbst wenn ihm dies gelungen wäre, so wartete doch droben die Polizei auf ihn. Das alles muß er gewußt haben, aber er litt große Schmerzen, und so wie ein Tier sich zum Sterben ins Dunkel verkriecht, so strebt der Mensch zum Licht. Er will in der Heimat sterben, und für uns Menschen ist eben die Finsternis niemals die Heimat. Mühsam begann er sich die Stufen hinaufzuschleppen, aber dann übermannte ihn der Schmerz und er konnte nicht mehr weiter. Ich möchte nur wissen, was ihn dazu veranlaßte, diese paar lächerlichen Töne der Melodie zu pfeifen, von der ich in meiner Beschränktheit stets geglaubt hatte, er hätte sie selbst geschrieben. Versuchte er unsere Aufmerksamkeit auf sich zu lenken? Wollte er einen Freund bei sich haben, selbst einen Freund, der ihn in die Falle gelockt hatte? Oder tat er es im Delirium und ohne jede Absicht? Wiederum hörte ich ihn pfeifen und kehrte am Rande des Wassers zurück, fühlte, daß die Mauer plötzlich aufhörte, und fand so den Weg in den Seitengang, wo er lag. ‚Harry‘, rief ich, und das Pfeifen setzte aus: es war knapp über meinem Kopf gewesen. Ich fand ein Eisengeländer und stieg hinauf. Immer noch fürchtete ich, er könnte wieder schießen. Dann, schon nach drei Stufen, trat ich auf seine Hand: da lag er. Ich leuchtete ihn mit der Taschenlampe an: er hatte keine Pistole; er mußte sie fallen gelassen haben, als meine Kugel ihn traf. Einen Augenblick lang meinte ich, er sei tot, aber dann

wimmerte er vor Schmerzen. ‚Harry‘, sagte ich, und es kostete ihn die größte Mühe, seine Augen nach mir herumzudrehen. Er wollte etwas sagen und ich beugte mich nieder, um es zu hören. ‚Verdammter Narr!‘ hauchte er - das war alles. Ich weiß nicht, ob er damit sich selbst meinte - in einer Art Reueakt (er war schließlich ein Katholik) - oder ob es mir galt - mir mit meinen schwer besteuerten tausend Pfund Einkommen und meinen imaginären Viehdieben, mir, der nicht einmal ein Kaninchen einwandfrei schießen konnte. Dann begann er wieder zu wimmern. Ich konnte es nicht länger mitansehen und jagte ihm eine Kugel durch den Kopf.“

„Diesen Teil wollen wir vergessen“, sagte ich.

„Ich werde ihn nie vergessen“, entgegnete Martins.

XVII

Noch in derselben Nacht setzte Tauwetter ein und in ganz Wien schmolz der Schnee. Darunter kamen die häßlichen Ruinen wieder zum Vorschein: Stahlstangen hingen gleich Tropfsteinen aus der Luft herab und rostige Eisenträger ragten gleich Knochen aus dem grauen Schneematsch. Beerdigungen gingen jetzt viel leichter vonstatten als vor einer Woche, da man noch elektrische Bohrer gebraucht hatte, um das gefrorene Erdreich aufzubrechen. Es war fast so warm wie an einem Frühlingstag, als Harry Lime sein zweites Begräbnis hatte. Ich war froh, ihn wieder unter die Erde zu bringen, aber zwei Menschen hatten ihr Leben lassen müssen, ehe es so weit war. Die Zahl der Trauergäste am Grabe war jetzt noch kleiner: weder Kurtz war anwesend noch Winkler; nur Anna Schmidt, Rollo Martins und ich. Und Tränen gab es auch keine.

Als alles vorüber war, ging die junge Frau davon, ohne mit einem von uns ein Wort zu wechseln; sie watete spritzend durch den zerronnenen Schnee der langen Allee, die zum Haupteingang des Friedhofs und zur Straßenbahnhaltestelle führt. Ich sagte zu Martins: „Ich habe eine Fahrgelegenheit. Kann ich Sie mitnehmen?“

„Nein, danke“, erwiderte er, „ich fahre mit der Straßenbahn.“

„Sie haben gewonnen. Sie haben bewiesen, daß ich ein großer Narr war.“

„Ich habe nicht gewonnen“, entgegnete er, „ich habe verloren.“ Ich blickte ihm nach und sah, wie er mit seinen überlangen Beinen hinter dem Mädchen herstellte. Er holte sie ein und sie gingen nebeneinander weiter. Ich glaube nicht, daß er ein einziges Wort zu ihr sagte: es war wie das Ende einer Geschichte, bis auf eines: ehe sie meinen Blicken entchwanden, hatte sie ihre Hand in seinen Arm gelegt - und so beginnt gewöhnlich eine Geschichte. Er war ein elender Schütze und ein elender Menschenkenner, aber bei seinen Wildwestromanen bewies er eine geschickte Hand (da verstand er sich auf die Spannung) und bei den Frauen auch (was es dort war, weiß ich nicht). Und Crabbin? Oh, Crabbin zankt sich immer noch mit der British Cultural Relations Society wegen der Reisespesen Dexters. Die Gesellschaft behauptet, sie könne nicht gleichzeitig nach Stockholm und Wien Zahlungen leisten. Armer Crabbin! Aber arm sind wir schließlich alle, wenn man ernstlich darüber nachzudenken beginnt.

Graham Greene

KLEINES HERZ IN NOT

VORWORT

„Kleines Herz in Not“ wurde zum Unterschied von der Erzählung „Der dritte Mann“ nicht für den Film geschrieben. Das ist nur einer der vielen Gründe, warum ich dieser Novelle den Vorzug gebe. Sie erschien bereits 1935 unter dem Titel „The Basement Room“ („Das Kellerzimmer“), nachdem ich sie an Bord eines Frachtdampfers auf der Heimfahrt von Liberia ersonnen hatte, um mir während der eintönigen Seereise die Zeit zu vertreiben.

Als nun Carol Reed mit dem Vorschlag an mich herantrat, in gemeinsamer Arbeit mit ihm nach dem „Kellerzimmer“ einen Film zu drehen, war ich überrascht, weil mir der Stoff zur Verfilmung ungeeignet erschien - ein Mord, der von einem überaus sympathischen Menschen begangen wird, und ein unglücklicher Ausgang, die zusammen sicherlich 250 000 Pfund, die ein Film heutzutage kostet, aufs Spiel gesetzt hätten. Doch wir gingen ans Werk, und in den folgenden Aussprachen wurde die ursprüngliche Erzählung in aller Stille abgeändert, bis sie schließlich nicht mehr von einem kleinen Jungen handelte, der, ohne es zu wissen, seinen besten Freund an die Polizei verrät, sondern vielmehr von einem Buben, der seinen Freund für einen Mörder hält und dadurch, daß er zu dessen Verteidigung lügenhafte Aussagen macht, beinahe seine Verhaftung herbeiführt. Ich glaube, dieser Vorwurf ergab einen guten Filmstoff, besonders unter Reeds Regie; aber der Leser darf nicht erstaunt sein, wenn er ihn in der ursprünglichen Novelle nicht vorfindet.

Warum wurde der Schauplatz in eine Botschaft verlegt? Dies war Reeds Idee, weil wir beide das Empfinden hatten, daß ein großes Stadthaus am Belgrave-Platz in der jetzigen Nachkriegszeit bereits ein Stück Vergangenheit darstellt, und weil wir nicht die Absicht hatten, einen historischen Film zu

drehen. Eine Zeitlang widersetzte ich mich dieser Lösung, stimmte ihr dann aber aus vollem Herzen zu.

Im Nachhinein fällt es mir - außer bei gewissen Einzelheiten - schwer, mich zu erinnern, wer von uns den Vorschlag zu dieser oder jener Änderung machte. So war zum Beispiel das Kreuzverhör mit dem Mädchen neben dem Bett, das sie mit Baines benützt hat, meine Idee; die witzige Unterbrechung durch den Mann, der erscheint, um die große Uhr aufzuziehen, stammte von Reed. Die Episode mit der Schlange (ich habe schon immer eine besondere Vorliebe für Schlangen gehabt) war wieder mein Einfall, und er stieß nur eine kurze Weile auf Reeds wohlwollenden Widerstand.

Von einem bin ich aber bei beiden Filmen restlos überzeugt: ihren Erfolg verdanken sie Carol Reed, dem einzigen mir bekannten Filmregisseur, der ein ganz besonders warmes menschliches Einfühlungsvermögen besitzt, ferner ein überaus feines Fingerspitzengefühl zur Wahl des richtigen Gesichts für jede Rolle, eine unerhörte Genauigkeit des Filmschnitts und nicht zuletzt die Fähigkeit, sich der Sorgen eines Autors verständnisvoll anzunehmen, sowie die Gabe, ihn entsprechend zu lenken.

I

Als sich die Haustür trennend hinter ihnen geschlossen hatte und Baines, der Butler, in die dunkle, bedrückende Halle zurückgekehrt war, begann für Philip das Leben. Er stand vor der Tür des Kinderzimmers und lauschte, bis draußen auf der Straße das Geräusch des abfahrenden Taxi in der Ferne verklungen war. Seine Eltern hatten eben einen vierzehntägigen Urlaub angetreten, und er war „zwischen zwei Kindermädchen“; das alte war entlassen worden und das neue noch nicht eingetroffen; er war allein in dem großen Haus am Belgrave-Platz, allein mit Baines und dessen Frau.

Überall konnte er nun hingehen, selbst durch die mit grünem Fries verhangene Tür, die zur Speisekammer oder hinunter zur Kellerwohnung des Dienerpaares führte. Er kam sich in seinem Vaterhaus wie ein Fremder vor, weil er jeden Raum betreten durfte und weil sie alle leerstanden.

Es ließ sich nur vermuten, wer sie einmal bewohnt hatte: das Rauchzimmer mit dem Pfeifenständer zwischen Elefantenzähnen und mit dem Tabakstopf aus geschnitztem Holz; das Schlafzimmer mit seinen rosa Tapeten und Draperien, mit den fast verhauchten Parfüms und halbgeleerten Tiegeln von Gesichtscrème, die Mrs. Baines noch nicht weggeräumt hatte; den Salon mit dem hochpolierten, aber nie geöffneten Flügel, der Kaminuhr aus Porzellan, den komischen kleinen Tischchen und dem Silber. Aber hier war Mrs. Baines bereits an der Arbeit; sie nahm die Vorhänge ab und bedeckte die Stühle mit Überzügen, um sie vor Staub zu schützen.

„Verschwind von hier, Master Philip“, rief sie mit einem finsternen Blick aus ihren abstoßenden, bösen Augen und ging dann im Zimmer umher und brachte alles in Ordnung, peinlich genau und lieblos und nur in Erfüllung ihrer Pflicht.

Philip Lane begab sich ins Erdgeschoß hinab und stieß die Tür hinter dem grünen Vorhang auf; er warf einen Blick in die Speisekammer, aber Baines war nicht da; dann setzte er zum erstenmal seinen Fuß auf die Stiege, die in den Keller führte. Wieder hatte er das Gefühl: „Das ist das Leben.“ All die sieben Jahre, die er im Kinderzimmer zugebracht hatte, vibrierten in der Erregung dieses fremden, neuartigen Erlebnisses. Sein übersprudelnder, rastloser Geist glich einer Stadt, in der man verspürt, wie unter der Wirkung eines fernen Erdbebens der Boden erzittert. Philip war in ängstlicher Erwartung und doch glücklicher als je zuvor. Denn alles war jetzt bedeutungsvoller als ehemals.

Baines las in Hemdärmeln die Zeitung. Er sagte: „Komm herein, Phil, und mach dir's bequem. Wart einen Moment, ich werde gleich die Honneurs machen.“ Damit trat er an einen weißen, blitzsauberen Schrank und holte eine Flasche Ingwerbier und ein halbes Fruchtebrot hervor. „Halb zwölf Uhr“, sagte Baines, „jetzt machen die Wirtshäuser auf, mein Junge.“ Mit diesen Worten schnitt er den Kuchen auf und füllte dann ein Glas für Philip. Er war freundlicher und ungezwungener, als Philip ihn je gesehen hatte: ein Mann in seinem eigenen Heim.

„Soll ich Mrs. Baines rufen?“ fragte Philip und war froh, als Baines abwehrte. Sie sei an der Arbeit, sie tue die Arbeit gern; warum sollten sie sie also in ihrem Vergnügen stören?

„Ein Tröpfchen um halb zwölf“, begann Baines wieder und goß sich ein Glas Ingwer hier ein, „das macht Appetit aufs Kotelett und hat noch keinem geschadet.“

„Aufs Kotelett?“ fragte Philip.

„Wer lange an der Goldküste war“, erklärte Baines, „sagt zu jedem Essen Kotelett.“

„Aber es gibt heute doch kein Kotelett?“

„Könnte aber eines geben, fein in Palmöl gebraten, und nachher eine Papajafrucht.“

Philip blickte durch das Kellerfenster in den trockenen gepflasterten Souterrainvorhof hinaus, auf den Mülleimer und auf die Beine der Leute, die oben auf der Straße jenseits des Gitters vorübergingen.

„War es dort heiß?“

„Ah, du hast noch nie solche Hitze erlebt. Weißt du, keine angenehme Hitze, wie du sie an einem Tag wie heute hier bei uns im Park verspürst. Feucht“, sagte Baines, „Fäulnis.“ Er schnitt sich ein Stück vom Früchtebrot ab. „Alles riecht verfault“, fuhr er fort und ließ dabei seine Augen rundum durch das kleine Kellerzimmer wandern, von einem sauberen Wandschrank zum andern, die alle so nüchtern wirkten und das Gefühl erweckten, daß niemand dort seine Geheimnisse verbergen könnte. Aus der Miene des Butlers sprach die Trauer um etwas Unwiederbringliches, und er tat einen tiefen Zug aus seinem Glas.

„Warum war Vater in Afrika?“

„Es war seine Arbeit“, erwiderte Baines, „wie das jetzt meine ist. Damals war es auch meine Arbeit, eine Arbeit für Männer. Du würdest es heute nicht glauben, aber ich hatte vierzig Niggers unter mir, die taten, was ich ihnen anschaffte.“

„Warum hast du das aufgegeben?“

„Weil ich Mrs. Baines heiratete.“

Philip nahm die Schnitte Früchtebrot in die Hand und ging geräuschvoll kauend im Zimmer umher. Er kam sich sehr alt, unabhängig und erfahren vor und war sich bewußt, daß Baines mit ihm wie mit einem Mann redete. Er nannte ihn nie Master Philip, wie seine Frau es tat, die unterwürfig kroch, wenn sie nicht herrisch auftrat.

Baines hatte die Welt gesehen; er hatte über das Eisengitter vor dem Haus hinausgesehen, über die müden Beine der

Maschinenschreibfräulein, über die Parade der kleinen Leute, die vom Bezirk Pimlico nach Victoria und wieder zurück gingen. Da saß er nun über seinem Ingwerbier mit der resignierten Würde eines Mannes in der Verbannung; aber Baines klagte nicht; er hatte sich sein Schicksal selbst ausgesucht; und wenn dieses Schicksal Mrs. Baines hieß, so hatte er die Schuld nur sich selbst zuzuschreiben.

Heute aber stand das Haus beinahe leer, seine Frau arbeitete in den oberen Stockwerken und für ihn gab es nichts zu tun; so erlaubte er sich ein paar bittere Worte.

„Ich würde morgen wieder hinfahren, wenn sich eine Gelegenheit böte.“

„Hast du jemals einen Neger erschossen?“

„Das hatte ich nie nötig“, antwortete Baines. „Natürlich trug ich eine Pistole. Aber es war gar nicht nötig, die Leute schlecht zu behandeln. Damit hätte man sie nur blöd gemacht. Ich sage dir“, fuhr Baines fort und beugte dabei sein schütteres graues Haar über das Glas, „ich habe ein paar von diesen verdammten Niggers direkt gern gehabt, konnte einfach nicht anders. Da standen sie lachend herum und einer hielt den anderen an der Hand. Sie haben sich gern berührt; es gab ihnen ein angenehmes Gefühl, zu wissen, daß ihr Nebenmann da war. Das können wir gar nicht begreifen; zwei von ihnen gingen oft den ganzen Tag herum, ohne einander auszulassen, erwachsene Männer! Aber es war nicht Liebe; es war nichts, was wir Weiße begreifen können.“

„Zwischen den Mahlzeiten essen“, ließ sich da Mrs. Baines vernehmen. „Was würde deine Mutter dazu sagen, Master Philip?“

Sie kam die steinernen Stufen zum Keller herab, die Hände voll Creme- und Salbentiegeln, Schminke- und Pastetuben.

„Du solltest ihm nicht noch zureden, Baines“, sagte sie zu ihrem Mann, ließ sich in einem Korbessel nieder und kniff

beim Anblick von Coty-Lippenstift, Pond's Cream, Leichner-Rouge, Cyclax-Puder und Elizabeth Arden Astringent ihre kleinen Augen mißmutig zusammen.

Sie warf eines nach dem andern in den Papierkorb. Nur die Tube Cold Cream behielt sie zurück. „Dem Buben Geschichten erzählen“, brummte sie. „Geh ins Kinderzimmer, Philip, während ich dir das Mittagessen richte.“

Philip kletterte die Treppe zum grünen Vorhang hinauf. Er vernahm noch Mrs. Baines' Stimme wie die Stimme in einem bösen Traum, wenn das kleine Nachtlicht in der Untertasse zerronnen ist und sich die Vorhänge bewegen; es war eine scharfe, schrille Stimme; Bosheit klang aus ihr, und sie war lauter, als man sprechen sollte, und hielt mit nichts zurück.

„Du machst mich ganz krank, Baines, wie du den Buben verwöhnst. Höchste Zeit, daß du im Haus was arbeitest.“

Philip konnte nicht hören, was Baines ihr zur Antwort gab. Er stieß die Tür auf und trat in seiner kurzen grauen Flanellhose gleich einem kleinen, unter der Erde lebenden Tier in einen Flecken Sonnenlichts auf dem Parkettboden, in den Widerschein von Spiegeln, die Mrs. Baines abgestaubt, poliert, auf Hochglanz gebracht hatte.

Unten im Kellerzimmer zerbrach etwas mit lautem Klirren, und Philip stieg traurig die Treppe zum Kinderzimmer hinauf. Baines tat ihm leid; es kam ihm der Gedanke, wie glücklich er und der Diener in dem leeren Haus zusammen leben könnten, wenn Mrs. Baines fortgerufen würde. Er hatte keine Lust, mit seinem Meccano zu spielen; keine Lust, seine Eisenbahn oder seine Zinnsoldaten hervorzuholen. Er saß am Tisch, das Kinn in die Hände gestützt: „Das ist also das Leben“; und plötzlich fühlte er sich für Baines verantwortlich, als wäre er der Herr des Hauses und Baines ein alternder Diener, der seine Fürsorge verdiente. Viel konnte er nicht für ihn tun; so entschloß er sich, wenigstens brav zu sein.

Es überraschte ihn nicht, als Mrs. Baines beim Mittagessen liebenswürdig war; er kannte ihre Launen. Jetzt hieß es: „Noch ein Stückchen Fleisch, Master Philip?“ oder „Master Philip, nimm noch eine kleine Portion von diesem guten Pudding!“ Es war ein Pudding, der ihm herrlich schmeckte, Queen's Pudding mit einer wunderbaren Kruste aus Baiser oben drauf; Philip aber wollte nicht noch einmal zulangen, damit Mrs. Baines das nicht als Sieg über ihn buchen könnte. Sie war die Sorte Frau, die glaubt, jede Ungerechtigkeit könne durch ein gutes Essen wieder wettgemacht werden.

Sie war säuerlich, aber sie kochte gerne Süßigkeiten; man konnte sich in ihrem Haushalt nie über Mangel an Marmelade oder Zuckerpflaumen beklagen. Sie aß selbst gut und tat feinsten Staubzucker zum Baiser und zur Erdbeermarmelade. Das gedämpfte Licht, das durch das Kellerfenster fiel, ließ über ihrem farblosen Haar die Stäubchen tanzen, während sie den Zucker seihte und Baines wortlos über seinem Teller brütete.

Wieder empfand Philip ein Gefühl der Verantwortung. Baines hatte sich auf diese Stunde gefreut und war jetzt enttäuscht; alles war ihm verdorben. Das Gefühl der Enttäuschung konnte Philip teilen; da er von Liebe, Eifersucht oder Leidenschaft nichts wußte, vermochte er besser als jeder andere den Schmerz zu verstehen, den der Diener empfand, weil etwas Ersehntes nicht eintrat, ein Versprechen nicht erfüllt wurde, etwas freudig Erregendes in öder Langeweile versank. „Baines“, sagte der Knabe, „willst du heute nachmittag mit mir Spaziergehen?“

„Nein“, erklärte Mrs. Baines, „nein, das geht nicht. Es ist ja noch das ganze Silber zu putzen.“

„Dazu habe ich vierzehn Tage Zeit“, entgegnete Baines.

„Zuerst die Arbeit, dann das Vergnügen.“ Mrs. Baines nahm sich noch einmal vom Baiser.

Plötzlich warf Baines Löffel und Gabel hin und stieß den Teller von sich. „Verdammt!“ rief er.

„Ein Temperament hast du“, sagte Mrs. Baines leise. „Daß du mir nicht noch etwas zerschlägst! Und ich will nicht, daß du vor dem Kind fluchst. Master Philip, wenn du fertig bist, darfst du aufstehen.“ Bei diesen Worten schabte sie das restliche Baiser vom Pudding herunter.

„Ich will Spaziergehen“, sagte Philip.

„Du gehst dich jetzt hinlegen.“

„Ich will aber Spaziergehen.“

„Master Philip“, sagte Mrs. Baines. Sie erhob sich, ließ das Baiser auf dem Teller zurück und trat auf den Knaben zu, mager, drohend und staubig in ihrem Kellerzimmer. „Master Philip, du wirst tun, was ich dir gesagt habe.“ Sie faßte ihn am Arm und drückte diesen ganz leicht; dabei beobachtete sie das Kind mit einem freudlosen, aber leidenschaftlichen Glitzern in den Augen; und über ihrem Kopf schleppten sich nach der Mittagspause die Füße der Stenotypistinnen zurück in die Büros von Victoria.

„Warum soll ich nicht Spaziergehen?“ fragte Philip, aber seine Entschlossenheit erlahmte; er hatte Angst und schämte sich seiner Angst. Das war das Leben; eine fremde Leidenschaft, die ihm unbegreiflich war, regte sich in diesem Kellerzimmer. Er sah, daß in der Ecke neben dem Papierkorb ein kleines Häufchen zerbrochenen Glases zusammengefeigt lag. Er wandte sich hilfeheischend an Baines, fing aber nur einen haßerfüllten Blick auf, den traurigen, hoffnungslosen Haß eines Lebewesens hinter Gitterstäben.

„Warum soll ich nicht gehen?“ wiederholte er.

„Du tust, was man dir befiehlt“, erklärte Mrs. Baines. „Du darfst nicht glauben, bloß weil dein Vater fort ist, daß niemand da ist, der dich verhauen würde.“

„Sie würden sich nicht trauen“, rief Philip und fuhr erschreckt zusammen, als ihn Baines ganz leise unterbrach:

„Die würde sich alles trauen.“

„Ich hasse Sie“, sagte Philip zu Mrs. Baines. Er entwischte ihr und rannte zur Tür, sie aber war vor ihm dort; sie war zwar schon alt, aber noch flink.

„Master Philip“, herrschte sie ihn an, „du wirst mich jetzt um Verzeihung bitten.“ Zitternd vor Erregung stand sie vor der Tür. „Was würde dein Vater sagen, wenn er dich so reden hörte?“

Damit streckte sie ihre Hand nach ihm aus, eine trockene, von der vielen Sodalaugen gebleichte Hand, deren Nägel bis ins Fleisch hinein abgeschnitten waren; der Knabe aber wich vor ihr zurück und brachte den Tisch zwischen sich und die Frau; und plötzlich, sehr zu seiner Überraschung, lächelte sie; sie wurde wiederum so unterwürfig, wie sie eben noch anmaßend gewesen war. „Schau, daß du rauskommst, Philip“, sagte sie aufgeräumt. „Ich sehe schon, du wirst mir ordentlich zu schaffen machen, bis deine Eltern zurückkommen.“ Sie ließ die Tür unbewacht, und als er an ihr vorbeiwischte, gab sie ihm einen scherzhaften Klaps. „Ich habe heute so viel zu tun, daß ich mich um dich nicht kümmern kann. Nicht einmal die Hälfte der Stühle habe ich noch zugedeckt.“ Unvermittelt überkam Philip das Gefühl, daß nun auch der obere Teil des Hauses unausstehlich geworden sei; er dachte nämlich daran, wie Mrs. Baines dort umherschleichen, die Sofas zudecken und überall die Tücher auslegen würde. Also ging er erst gar nicht hinauf, um seine Mütze zu holen, sondern trat durch die schimmernde Halle geradewegs auf die Straße hinaus, und als er dort seinen Blick bald hierhin, bald dorthin wandte, stand er wiederum inmitten des Lebens.

II

Die Torten mit rosa Zuckerguß, die auf Spitzendeckchen aus Papier im Schaufenster lagen, der Schinken, die Teller mit bläulicher Wurst, die Wespen, die gleich winzigen Torpedos an der Glasscheibe dahinsauerten, sie alle zogen Philips Aufmerksamkeit an. Seine Füße waren müde vom Pflastertreten; er hatte sich gefürchtet, die Straße zu überqueren, war einfach erst in der einen Richtung und dann in der ändern gegangen. Jetzt war er fast wieder zu Hause; der Platz lag am Ende der Straße; dies war ein ärmlicher Vorposten Pimlicos. Er verschmierte mit seiner Nasenspitze den Schmutz auf der Auslagenscheibe, während er nach den Süßigkeiten spähte, und erblickte dabei hinter den Torten und dem Schinken einen ganz anderen Mr. Baines. Die kugelrunden Augen und die kahle Stirn erkannte er kaum wieder. Es war ein glücklicher, ein kühner, ein unternehmungslustiger Baines, obgleich es auch, sah man näher hin, ein verzweifelter Baines war.

Philip hatte das Mädchen noch nie gesehen. Er erinnerte sich daran, daß Baines eine Nichte hatte, und meinte, daß sie es wäre. Sie war mager und abgezehrt, und sie trug einen weißen Regenmantel; Philip wußte nichts mit ihr anzufangen; sie gehörte einer Welt an, die ihm völlig unbekannt war. Er konnte über sie keine Geschichten erfinden, wie er es mit dem vertrockneten Sir Hubert Reed, einem Ministerialsekretär, oder mit Mrs. Wince-Dudley tun konnte, die einmal im Jahr, mit einem grünen Regenschirm und einer riesigen schwarzen Handtasche bewaffnet, von Penstanley in Suffolk nach London kam, oder wie er es mit den höheren Bediensteten in all den Häusern tun konnte, die er zum Tee oder zum Spielen aufsuchte. Sie gehörte einfach nicht in seine Welt. Er mußte an Meerjungfern, an Undine denken: aber auch dort gehörte sie

nicht hin und auch nicht zu den Abenteuern Emils und seiner Detektive. Sie saß da und starrte auf ein Stück rosabeeister Torte, in einer Welt für sich und vom Geheimnis umgeben wie nur die völlig Enterbten, starrte auf die halb aufgebrauchten Pudertiegel, die Baines auf die Marmorplatte des Tisches vor sie hingestellt hatte.

Baines drängte, war hoffnungsvoll, flehte und war wieder herrisch, und das Mädchen blickte auf den Tee und die Porzellantiegel herab und weinte. Über den Tisch hinweg reichte ihr Baines sein Taschentuch, aber sie wischte sich nicht die Augen ab; sie zerknüllte das Taschentuch in der Hand und ließ die Tränen über die Wangen fließen; sie tat nichts, sie sprach kein Wort, sie stemmte sich nur mit stummem, verzweifelterm Widerstand gegen das, was sie fürchtete und herbeisehnte und doch um keinen Preis hören wollte. Über den Teetassen trugen die beiden Liebenden einen geistigen Kampf aus, und Philip, der draußen stand, jenseits des Schinkens und der Wespen und der staubigen Glasscheibe, empfing eine verworrene Andeutung dieses Ringens.

Er war neugierig, begriff nicht, was hier vorging, wollte es aber doch wissen. So trat er an die Tür, um besser sehen zu können, und war nun schutzloser dem Leben preisgegeben, als er es je zuvor gewesen war. Zum erstenmal berührte ihn das Schicksal anderer Menschen, drängte es sich an ihn und formte es ihn. Dieser Szene sollte er nie mehr entrinnen können. In einer Woche hatte er sie vergessen, aber sie gestaltete seinen ganzen Lebensweg, die endlose nüchterne Selbstzucht seines ganzen Daseins; als er auf dem Sterbebette lag, fragte er noch: „Wer ist sie?“

Nun hatte Baines gesiegt; er war keck, und das Mädchen war glücklich. Sie wischte sich das Gesicht ab, sie öffnete einen der Tiegel, und ihre Finger berührten über der Tischfläche die des Butlers. Da kam Philip der Gedanke, daß es belustigend

wirken müßte, wenn er jetzt Mrs. Baines' Stimme nachahmte und von der Tür aus „Baines!“ rief.

Die beiden sackten in sich zusammen; anders kann, man die Wirkung nicht beschreiben; sie wurden ganz klein, sie waren nicht mehr glücklich und sie waren nicht mehr keck. Baines faßte sich zuerst und entdeckte, woher die Stimme kam; trotzdem gelang es ihm nicht, seine frühere Stimmung wiederzugewinnen. Der Nachmittag glich einer Puppe, der ihre Füllung von Sägespänen ausgeronnen ist; was immer man tun mochte, es half nichts, und Philip war zu Tode erschrocken. „Ich wollte ja nicht ...“

Er wollte Baines sagen, daß er ihn gern hatte, daß er nichts weiter habe tun wollen als sich über Mrs. Baines lustig machen. Aber nun hatte er erfahren müssen, daß man sich über Mrs. Baines nicht lustig machen konnte. Sie war nicht Sir Hubert Reed, der mit Stahlfedern schrieb und einen Federwischer in der Tasche trug. Sie war auch nicht Mrs. Wince-Dudley; sie war die Finsternis, wenn ein Luftzug das Nachtlcht ausgelöscht hat; sie war das gefrorene Erdreich, das er eines Winters in einem Friedhof gesehen hatte, als jemand die Worte sprach: „Einen Preßluftbohrer würde man dazu brauchen“; sie war der verfaulte Blumenstrauß, der in dem kleinen Kabinett in Penstanley einen üblen Geruch verbreitet hatte. An allen diesen Dingen gab es nichts, worüber man hätte lachen können. Man mußte Mrs. Baines erdulden, wenn sie da war, und sie schnell vergessen, wenn sie fort war, den Gedanken an sie unterdrücken, ihn in seinem Herzen ganz tief hinunterdrücken.

Baines sagte: „Es ist ja nur der Philip“, winkte dem Knaben zu und gab ihm das Tortenstück mit dem rosa Zuckerguß, das das Mädchen nicht gegessen hatte. Aber der Nachmittag war verdorben, die Torte steckte Philip wie trockenes Brot in der Kehle. Das Mädchen verabschiedete sich sofort; sie vergaß

sogar, den Puder mitzunehmen; wie ein kleiner, stumpfer Eiszapfen stand sie in ihrem weißen Regenmantel in der Tür, wandte ihnen den Rücken zu und war auch schon im Nachmittag untergetaucht.

„Wer ist sie?“ erkundigte sich Philip. „Ist sie deine Nichte?“

„Ja, ja, meine Nichte“, antwortete Baines und goß die letzten Tropfen Wasser auf die groben schwarzen Blätter in der Teekanne.

„Jetzt können wir ruhig noch eine Tasse Tee trinken“, sagte Baines; „die Tasse, die einen wieder in Stimmung bringt“, fuhr er in hoffnungslosem Ton fort, während er zusah, wie die bittere schwarze Flüssigkeit aus dem Schnabel der Kanne floß.

„Magst du ein Glas Ingwerbier, Philip?“

„Bitte, nicht böse sein, Baines.“

„Du kannst ja nichts dafür, Philip. Wirklich, ich könnte jetzt noch glauben, daß nicht du es warst, sondern meine Frau; sie kriecht überall hinein.“ Er fischte zwei Teeblätter aus seiner Tasse und legte sie auf den Rücken seiner Hand, ein dünnes, zartes Flöckchen und einen harten Stengel. Dann schlug er mit der andern Hand drauf. „Heute“, sagte er, und der Stengel hob sich vom Handrücken ab; „morgen, Mittwoch, Donnerstag, Freitag, Samstag, Sonntag“, aber das zarte Blättchen wollte nicht kommen und ihm eine gute Auskunft geben. Es blieb, wo es war, starb unter seinen Schlägen mit einer Widerstandskraft, die man ihm nicht zugetraut hätte. „Der Hartnäckige gewinnt“, stellte Baines fest.

Er erhob sich, beglich seine Rechnung und dann traten sie auf die Straße hinaus. Baines begann: „Ich verlange nicht von dir, daß du was Unwahres sagst; aber du brauchst Mrs. Baines nicht zu erzählen, daß du uns hier getroffen hast.“

„Natürlich nicht“, entgegnete Philip und nahm dabei ein klein wenig von der Haltung Sir Hubert Reeds an. „Ich verstehe,

Baines.“ Aber er verstand nicht; das Dunkel anderer hatte ihn verschlungen.

„Eine Dummheit war's“, sagte Baines, „so nahe der Wohnung. Aber ich hatte keine Zeit, zu überlegen, verstehst du. Ich mußte sie jetzt sehen.“

„Natürlich, Baines.“

„Ich darf keine Zeit verschwenden“, fuhr Baines fort. „Ich bin nicht mehr jung; ich muß sehen, daß es dem Mädels gut geht.“

„Natürlich mußt du das, Baines.“

„Aber meine Frau wird es herauskriegen, wenn sie irgendwie kann.“

„Auf mich kannst du dich verlassen, Baines“, sagte Philip mit der trockenen, wichtigtuersichen Stimme Sir Hubert Reeds; und dann: „Achtung! Sie ist am Fenster und beobachtet uns.“ Da stand sie tatsächlich und blickte durch die Spitzenvorhänge des Kellerfensters nachdenklich zu ihnen herauf. „Müssen wir jetzt hineingehen, Baines?“ fragte Philip mit einem kalten Gefühl im Magen, wie wenn er zu viel Pudding gegessen hätte. Er klammerte sich fest an den Arm des Dieners.

„Vorsicht!“ sagte Baines leise. „Vorsicht!“

„Aber müssen wir wirklich schon hineingehen, Baines? Es ist ja noch früh. Führe mich noch im Park spazieren.“

„Lieber nicht.“

„Ich fürchte mich aber, Baines.“

„Das brauchst du nicht“, erwiderte Baines. „Niemand wird dir was tun. Lauf nur schnell hinauf ins Kinderzimmer. Ich gehe über die Dienerstiege hinunter und rede mit meiner Frau.“ Aber auch er zauderte auf der obersten Steinstufe und tat so, als sähe er sie nicht am Fenster stehen, wo sie ihn durch die Vorhänge beobachtete. „Vorne hinein durch die Haustüre, Philip, und gleich hinauf ins Kinderzimmer!“

Philip verweilte nicht in der Halle; er rannte und rutschte über das Parkett, das Mrs. Baines glänzend poliert hatte, zur Treppe

hin. Durch die offene Tür des Salons sah er die verhangenen Sessel; sogar die Porzellanuhr auf dem Kaminsims war zugedeckt wie ein Vogelkäfig; als er vorübereilte, schlug sie die Stunde, gedämpft und geheimnisvoll unter ihrem Tuch. Auf dem Tisch des Kinderzimmers stand sein Abendbrot bereit: ein Glas Milch, ein Butterbrot, ein süßes Keks und ein kleines Stück vom kalten Queen's Pudding ohne die Schneekruste. Er hatte keinen Appetit; angestrengt lauschte er, ob Mrs. Baines käme, ob jetzt von unten herauf Stimmen zu vernehmen wären; aber der Keller hütete sein Geheimnis; der grüne Vorhang schloß jene Welt von ihm ab. Er trank die Milch und aß das Keks; die übrigen Speisen rührte er nicht an. Kurz danach konnte er die leisen, präzisen Schritte von Mrs. Baines auf der Stiege hören; sie war eine gute Dienerin, sie ging fast lautlos; sie war eine entschlossene Frau, denn sie ging mit genau abgezirkelten Schritten.

Als sie eintrat, war sie gar nicht böse. Sie öffnete die Tür zum Kinderzimmer und fragte einschmeichelnd: „War der Spaziergang nett, Master Philip?“ Sie ließ die Vorhänge herab, legte Philips Pyjama bereit und kam dann wieder, um sein Abendessen abzuservieren. „Ich bin froh, daß Baines dich gefunden hat. Deiner Mutter wäre es gar nicht recht, daß du allein draußen gewesen bist.“ Sie warf einen prüfenden Blick auf das Tablett. „Nicht viel Appetit, Master Philip, nicht wahr? Warum kostest du nicht von dem guten Pudding? Ich bring dir noch ein bißchen Marmelade dazu herauf.“

„Nein, danke, Mrs. Baines“, wehrte Philip ab.

„Du solltest mehr essen“, mahnte Mrs. Baines und schnupperte dabei wie ein Hund im Zimmer umher. „Du hast keine Tiegel aus dem Papierkorb in der Küche genommen, gelt?“

„Nein“, antwortete Philip.

„Natürlich würdest du das nicht tun. Ich wollte mich nur vergewissern.“ Sie klopfte ihm auf die Schulter, und dann

fuhren ihre Finger blitzschnell nach seinem Rockaufschlag. Sie zupfte ein winziges Stückchen rosafarbenen Zuckers aus dem Stoff. „Ha, Master Philip, deshalb hast du keinen Appetit. Du hast dir Süßigkeiten gekauft. Dafür bekommst du dein Taschengeld bei Gott nicht!“

„Aber ich habe mir ja nichts gekauft, bestimmt nicht“, verteidigte sich Philip.

Mrs. Baines kostete den Zucker mit der Zungenspitze.

„Lüg mich nicht an, Philip. Ich lasse mir das genau so wenig gefallen wie dein Vater.“

„Ich habe es bestimmt nicht getan“, sagte Philip. „Die haben es mir gegeben. Ich meine Baines“; sie aber stürzte sich auf das Wort „die“. Sie hatte erfahren, was sie wissen wollte; darüber bestand kein Zweifel, wenn Philip auch nicht wußte, was es war. Er war enttäuscht, unglücklich, wütend, weil er Baines' Geheimnis nicht gewahrt hatte. Baines hätte ihm nicht vertrauen sollen; erwachsene Menschen sollten ihre Geheimnisse für sich behalten; und doch vertraute ihm Mrs. Baines sofort wieder ein neues an.

„Laß mich deine Hand kitzeln und sehen, ob du ein Geheimnis für dich behalten kannst.“ Der Knabe aber steckte die Hand hinter seinen Rücken; er wollte sich von ihr nicht anrühren lassen. „Es ist ein Geheimnis nur zwischen dir und mir, Master Philip: ich weiß über die beiden ganz genau Bescheid. Sie hat wohl mit ihm Tee getrunken“, überlegte sie laut.

„Warum sollte sie das nicht?“ entgegnete Philip; dabei lag ihm das Gefühl, daß er für Baines verantwortlich sei, schwer auf der Seele und machte ihn der Gedanke, daß er Mrs. Baines' Geheimnis wahren müsse, nachdem er das ihres Mannes verraten hatte, tief unglücklich, weil er daran erkannte, wie ungerecht das Leben ist. „Nett war sie.“

„Nett war sie, so?“ sagte Mrs. Baines in einem bitteren Ton, der ihm fremd war.

„Sie ist seine Nichte.“

„Das hat er also gesagt“, gab Mrs. Baines so leise zurück wie das Schlagen der Uhr unter dem Staubtuch. Sie versuchte zu scherzen: „Der alte Gauner! Sag ihm nur nicht, daß ich davon weiß, Master Philip.“ Unschlüssig stand sie zwischen dem Tisch und der Tür, dachte angestrengt nach und plante irgend etwas. „Versprich mir, daß du nichts sagen wirst. Dann gebe ich dir den Meccano ...“

Philip wandte ihr den Rücken zu; er wollte ihr dieses Versprechen nicht geben, aber er würde auch nichts sagen. Er wollte mit den Geheimnissen der beiden Menschen überhaupt nichts zu tun haben und auch nicht mit der Verantwortung, die sie ihm aufbürdeten. Er wollte nur vergessen. Er hatte schon eine größere Dosis Leben erhalten, als er erwartet hatte, und es war ihm bange. „Den Meccanokasten 2A, Master Philip.“

Nie wieder öffnete er seinen Meccanokasten, nie wieder baute er mit ihm, nie wieder schuf er etwas, sondern starb sechzig Jahre später als alter Dilettant, der lieber keine Lebensleistung aufweisen wollte, als daß er immer wieder an den boshaften Ton erinnert würde, mit dem Mrs. Baines ihm an jenem Abend gute Nacht gesagt hatte, und an den Klang der leisen, entschlossenen Schritte, mit denen sie die Treppe hinuntergegangen war, immer tiefer, bis in den Keller.

III

Die Sonne strömte durch die Vorhänge herein und Baines trommelte auf der Wasserkanne einen Marsch. „Prächtig, prächtig“, rief er. Er saß am Bettende und sagte: „Ich erlaube

mir mitzuteilen, daß Mrs. Baines abberufen worden ist. Ihre Mutter ist sterbenskrank, und sie kommt erst morgen zurück.“

„Warum hast du mich so früh aufgeweckt?“ fragte Philip. Er betrachtete Baines mit Unbehagen; er wollte sich nicht in die Sache hineinziehen lassen; er hatte aus der Erfahrung gelernt. Es war nicht recht, daß ein Mann von Baines' Alter so heiter gestimmt war. Das machte einen Erwachsenen so menschlich, wie man selber war. Und wenn ein Erwachsener sich so kindisch benehmen konnte, dann mochte es einem Kind widerfahren, daß es sich plötzlich in der Welt der Großen befand. Es war genug, daß diese Welt im Traum auf einen eindrang: die Hexe an der Straßenecke, der Mann mit dem Messer. Also sagte er: „Es ist ja noch so früh“, obgleich er Baines liebte, obgleich er nicht anders konnte als sich freuen, daß Baines glücklich war. Er war mit sich selbst uneins: er hatte Angst vor dem Leben, und doch lockte es ihn wieder.

„Ich möchte mir einmal einen ganzen langen Tag frei nehmen“, sagte Baines. „Jetzt ist die beste Zeit dazu.“ Er zog die Vorhänge zurück und fuhr fort: „Es ist ein bißchen neblig. Die Katze ist die ganze Nacht aus gewesen. Da ist sie; sie schnuppert im Vorhof herum. Bei Nr. 59 haben sie die Milch nicht hineingenommen. Emma auf Nr. 63 schüttelt gerade die Fußmatten aus. Daran habe ich an der Goldküste immer wieder denken müssen: wie die Dienstmädchen die Fußmatten ausschütteln und wie die Katze nach Hause schleicht. Ich sehe das heute noch so vor mir, wie wenn ich noch in Afrika wäre. Meist wird einem ja gar nicht bewußt, was man hat. Das Leben ist schön, wenn man nur nicht schwach wird.“ Er legte eine Pennymünze auf den Waschtisch. „Wenn du dich angezogen hast, Philip, dann lauf runter und hol mir die ‚Daily Mail‘ vom Zeitungsstand an der Ecke. Inzwischen brate ich die Würste.“ „Würste?“

„Ja, freilich, Bratwürste“, antwortete Baines. „Heute müssen wir feiern, einmal ordentlich aufhauen.“ Er feierte beim Frühstück, unruhig, mit vielen Scherzen, unerklärlich lustig und zugleich nervös. Sie würden den Tag wirklich ausnützen. Auf das eine kam er immer wieder zurück: durch Jahre hatte er sich auf einen solchen freien Tag gefreut; er hatte in der feuchten Hitze der Goldküste geschwitzt, sein Hemd gewechselt, war an Fieber erkrankt, hatte zwischen den Decken gelegen und geschwitzt, alles in der Hoffnung auf diesen langen Feiertag, an dem die Katze im Vorhof herumschnupperte, ein leichter Nebel in der Luft hing und bei Nr. 63 die Türmatten ausgeklopft wurden. Er pflanzte die „Daily Mail“ vor der Kaffeekanne auf und las kleine Stücke laut daraus vor. „Cora Down hat zum viertenmal geheiratet“, verkündete er. Das erheiterte ihn, entsprach aber nicht seiner Vorstellung von einem vollen freien Tag. Der bestand für ihn aus einem Spaziergang im Hyde Park, wo er sich die eleganten Reiter in Rotten Row ansah, unter ihnen Sir Arthur Stillwater, der hinter dem eisernen Geländer vorüberritt („er dinierte einmal bei uns in Bö; kam von Freetown herauf; war dort Gouverneur“); aus einem Lunch im Corner House. Philips wegen, denn er hätte ein Glas Starkbier und ein paar Austern in der Yorkbar vorgezogen; aus einem Besuch im Zoo und aus der langen Heimfahrt im Autobus im letzten Licht des Sommerabends; im Green Park begannen sich die Blätter zu verfärben, und die Autos, die ihre Nasen aus der Berkeley Street hervorschoben, spiegelten mit ihren Windschutzscheiben die milde Glut der sinkenden Sonne wider. Baines beneidete niemanden, nicht Cora Down noch Sir Arthur Stillwater oder Lord Sandale, der eben auf die Schwelle des Army and Navy Clubs heraustrat und dann wieder hineinging, weil er nichts zu tun hatte und sich deshalb noch eine weitere Zeitung ansehen konnte. „Ich sagte zu ihm, lassen Sie sich

nicht noch einmal dabei erwischen, daß Sie diesen Schwarzen anrühren.“ Baines hatte eben wie ein Mann gelebt; alle Fahrgäste auf dem Oberdeck des Autobusses spitzten die Ohren, als er Philip diese Geschichte erzählte.

„Und hättest du ihn erschossen?“ fragte Philip, und Baines neigte seinen Kopf zurück und setzte den dunklen, vornehmen Dienerhut schmissiger auf, während sich der Autobus in der Kurve am Artilleriedenkmal zur Seite neigte.

„Ich hätte es mir nicht lange überlegt. Ich hätte geschossen, um ihn umzulegen“, prahlte er, und draußen zog die gebeugte Soldatengestalt auf dem Denkmal vorbei, der Stahlhelm, der schwere Mantel, das auf die Mündung gestellte Gewehr und die gefalteten Hände.

„Hast du den Revolver noch?“

„Selbstverständlich“, antwortete Baines. „Brauche ich ihn denn nicht, wo's doch so viele Einbrüche gegeben hat?“ Das war der Baines, den Philip liebte; nicht ein singender, sorgloser Baines, sondern ein verantwortungsbewußter Baines, ein Baines hinter Schranken, ein Baines, der das Leben eines echten Mannes führt.

Vom Victoria-Bahnhof her ergossen sich in einem wahren Strom die Autobusse - gleich einem Ehrengelicht von Flugzeugen, um Baines nach Hause zu bringen. „Vierzig Schwarze unter mir“, erklärte er; und dort an der Dienertreppe harnte seiner schon die gebührende, die konventionelle Belohnung, die Liebe im Dämmerlicht.

„Es ist deine Nichte“, sagte Philip, der den weißen Regenmantel, nicht aber das glückliche, schläfrige Gesicht erkannte. Das Mädchen jagte ihm einen Schrecken ein wie eine Unglückszahl, so daß er Baines beinahe erzählte, was seine Frau gesagt hatte; aber Philip wollte sich in keine Unannehmlichkeiten stürzen, er wollte die Dinge auf sich beruhen lassen.

„Richtig, sie ist's“, rief Baines. „Würde mich gar nicht überraschen, wenn sie zu einem kleinen Abendessen bei uns bliebe.“ Dann aber schlug er vor, mit ihr einen kleinen Scherz zu treiben und so zu tun, als sei sie ihnen unbekannt, und über die Dienertreppe in den Keller hinunterzuhuschen - „da sind wir schon“, sagte Baines; dann würden sie den Tisch decken und die kalten Würste, eine Flasche Bier, eine Flasche Ingwerbier und eine mit Spätburgunder bereitstellen. „Jedem sein Getränk nach Geschmack“, sagte Baines. „Geh, lauf hinauf, Philip, und schau, ob Post gekommen ist.“

Philip fühlte sich in dem leeren, dämmrigen Haus, ehe die Lichter angezündet wurden, etwas unbehaglich. Er beeilte sich. Er wollte rasch wieder bei Baines sein. Die Halle lag ganz still und dunkel da, bereit, ihm einen Anblick zu bieten, den er nicht sehen wollte. Da fielen raschelnd ein paar Briefe durch den Schlitz in der Tür und es klopfte, - „öffnet im Namen der Republik“, ging es Philip durch den Sinn. Die Schinderkarren rollten, das Haupt purzelte in den blutigen Korb. Poch, poch, und dann entfernten sich die Schritte des Briefträgers. Philip hob die Briefe auf. Der Schlitz in der Tür war wie das Gitternetz im Schaufenster eines Juweliers. Philip fiel der Polizist ein, den er einst durch diesen Schlitz hatte hindurchlugen sehen. Damals hatte er sein Kindermädchen gefragt: „Was tut er denn?“, und als sie ihm erklärte: „Er sieht nur nach, ob im Hause alles in Ordnung ist“, da füllte sich sein Sinn gleich mit allen möglichen Phantasiebildern und Vorstellungen, was alles nicht in Ordnung sein könnte. Er rannte zur Dienertür und hinunter in den Keller. Das Mädchen war bereits da und Baines küßte es gerade. Atemlos lehnte sie sich gegen den Geschirrschrank. „Das ist Emmy, Phil.“

„Ein Brief für dich, Baines.“

„Emmy, der ist von ihr“, erklärte Baines, wollte aber den Brief nicht öffnen. „Wetten wir, daß sie zurückkommt?“

„Jedenfalls werden wir nachtmahlen“, entgegnete Emmy. „Das kann sie uns nicht verderben.“

„Du kennst sie nicht“, sagte Baines. „Nichts ist vor ihr sicher. Verdammt!“ rief er aus. „Ich war doch einmal ein Mann!“ Mit diesen Worten öffnete er den Brief.

„Darf ich anfangen?“ fragte Philip, aber Baines hörte ihn gar nicht; in seiner regungslosen und gespannten Haltung bot er ein Beispiel für die Bedeutung, die erwachsene Menschen dem geschriebenen Wort beimessen: man muß seinen Dank schriftlich ausdrücken, man kann nicht warten und ihn mit Worten sagen, als ob Briefe nicht lügen könnten. Philip aber wußte das besser; er hatte seinen Dank an Tante Alice, die ihm eine Puppe geschenkt hatte, für die er schon zu alt war, in großen Buchstaben über eine ganze Seite gemalt. Briefe können sehr wohl lügen, aber sie verewigen auch die Lüge; sie liegen da als Beweismittel gegen den Schreiber; sie machen ihn noch gemeiner, als das gesprochene Wort es tut.

„Sie kommt erst morgen abend zurück“, sagte Baines. Er öffnete die Flaschen, zog die Stühle an den Tisch heran und drängte zwischendurch mit seinen Küssen das Mädchen wieder gegen den Geschirrschrank.

„Das sollst du nicht“, keuchte sie, „wo doch der Bub da ist.“

„Der muß es auch lernen“, erwiderte Baines, „wie wir alle“, und legte dabei drei Würste auf Philips Teller. Er selbst nahm nur eine; er erklärte, er sei nicht hungrig; als aber Emmy sagte, sie sei auch nicht hungrig, da trat er zu ihr hin und zwang sie zu essen. Er war schüchtern und zugleich barsch zu ihr, und drängte sie dazu, vom Burgunder zu trinken, weil sie kräftiger werden müsse, wie er sich ausdrückte. Ein Nein als Antwort ließ er nicht gelten; aber als er sie anrührte, waren seine Hände leicht und zugleich unbeholfen, als fürchte er sich, etwas so Zartes zu beschädigen, und als wisse er nicht, wie man etwas so Federleichtes anzufassen habe.

„Das schmeckt besser als Milch und Keks, gelt, Phil?“ „Ja“, antwortete Philip, aber es war ihm bange, bange um Baines ebenso sehr wie um sich selbst. Bei jedem Bissen, bei jedem Schluck Ingwerbier mußte er daran denken, was Mrs. Baines sagen würde, wenn sie von diesem Mahl erführe; er konnte es sich nicht vorstellen, weil in Mrs. Baines Bitternis und Groll von unergründlicher Tiefe wohnten. Er fragte: „Sie wird also heute abend nicht zurückkommen?“ Aber aus der Art, wie ihn die beiden sofort verstanden, konnte er erkennen, daß sie in Wahrheit gar nicht fort war; sie war da, mitten im Kellerzimmer, sie trieb sie zu immer tieferen Zügen aus ihren Gläsern und zu immer lauterem Worten und wartete nur auf die Gelegenheit zu einer treffenden, beißenden Bemerkung. Baines war nicht wirklich glücklich; er beobachtete das Glück jetzt nur aus nächster Nähe anstatt, wie sonst, aus weiter Ferne.

„Nein, sie wird erst morgen am späten Abend heimkommen“, gab er Philip zur Antwort. Er konnte seine Blicke nicht vom Glück losreißen. Er hatte wohl ebensoviel herumgespielt wie andere Männer, brachte aber immer wieder die Rede auf die Goldküste, als wollte er damit seine Unerfahrenheit entschuldigen; freilich wäre er nicht so unerfahren gewesen, wenn er sein Leben in London verbracht hätte, nicht so unerfahren, wenn es darauf ankam, zärtlich zu sein. „Wenn du es wärst, Emmy“, sagte er mit einem Blick auf den weißen Schrank und die blankgeschrubbten Stühle, „dann wäre dies hier wie ein eigenes Heim.“ Schon war der Raum nicht mehr ganz so abweisend sauber; in den Ecken lag ein wenig Staub, das Silber bedurfte einer letzten Politur, die Morgenzeitung lag unordentlich gefaltet auf einem Sessel. „Geh jetzt schlafen, Phil. Du hast einen langen Tag hinter dir.“

Sie ließen ihn nicht allein durch das finstere, tücherverhängte Haus hinaufgehen, sondern gingen mit ihm, drehten überall das Licht an, und einer berührte die Finger des andern auf den

Schaltern; Stockwerk um Stockwerk trieben sie die Nacht zurück; inmitten der zugedeckten Lehnstühle sprachen sie mit leiser Stimme und sahen dann Philip beim Auskleiden zu; sie befahlen ihm nicht, sich zu waschen und die Zähne zu putzen; sie legten ihn zu Bett, entzündeten sein Nachtlicht und ließen die Tür einen Spalt offen. Der Knabe konnte ihre Stimmen auf der Treppe hören, freundliche Stimmen wie die der Gäste bei Dinnergesellschaften, wenn sie in die Halle hinuntergingen und gute Nacht sagten. Die beiden gehörten zum Haus; wohin immer sie gingen, schufen sie ein Zuhause. Er hörte, wie eine Tür ging und eine Uhr schlug, und vernahm noch lange ihre Stimmen, so daß er das Gefühl hatte, sie seien nicht weit fort und er sei geborgen. Die Stimmen verklangen nicht allmählich, sie hörten einfach auf, und Philip hatte das sichere Empfinden, sie seien noch irgendwo in seiner Nähe, im gemeinsamen Schweigen in einem der vielen leeren Räume, wo sie miteinander in Schlaf versanken, so wie er nach diesem langen Tag in Schlaf verfiel.

Er fand gerade noch Zeit, einen leisen Seufzer der Befriedigung auszustoßen, weil auch dieses letzte Erlebnis wohl ein Stück Leben gewesen war, da schlief er auch schon ein und die unentrinnbaren Schrecken des Schlafes drängten sich um ihn: ein Mann mit dem Trikoloreband am Hut pochte im Namen Seiner Majestät an die Tür, ein blutiges Haupt lag in einem Korb auf dem Küchentisch, und die Wölfe Sibiriens schlichen sich immer näher heran. Er war an Händen und Füßen gefesselt und konnte sich nicht rühren; keuchend umsprangen ihn die Tiere - da schlug er die Augen auf, und vor ihm stand Mrs. Baines. Ihr graues, unordentliches Haar hing in Strähnen über sein Gesicht, ihr schwarzer Hut saß ihr schief auf dem Kopfe. Eine Haarnadel löste sich und fiel auf sein Kopfkissen, ein modrig riechendes Haarbüschel streifte seinen Mund. „Wo sind sie?“ flüsterte sie, „wo sind sie?“

IV

Philip betrachtete sie voll Grauen. Mrs. Baines war außer Atem, als hätte sie alle leeren Zimmer durchsucht und überall unter die Staubbezüge gesehen.

Mit ihrem zerzausten grauen Haar und ihrem schwarzen Kleid, das bis zum Halse zugeknöpft war, ihren schwarzen gewirkten Handschuhen glich sie so sehr den Hexengestalten seiner Träume, daß er nicht wagte, den Mund aufzutun. Ihr Atem hatte einen widerlich schalen Geruch.

„Sie ist hier“, zischte Mrs. Baines, „du kannst es nicht leugnen: sie ist hier.“ In ihrem Gesicht standen zugleich Grausamkeit und tiefstes Leid zu lesen; sie wollte andern Menschen gerne „etwas antun“, aber gleichzeitig litt sie darunter. Es hätte ihr gut getan, jetzt gellend aufzuschreien, aber das durfte sie nicht; das hätte die beiden gewarnt. Schmeichelnd kam sie zum Bett zurück, wo Philip starr auf dem Rücken lag, und flüsterte: „Ich habe den Meccano nicht vergessen. Morgen kriegst du ihn, Master Philip. Wir haben unsere Geheimnisse miteinander, gelt? Sag mir, wo die beiden sind.“

Philip konnte nicht sprechen. Die Angst hielt ihn so fest in ihrem Bann wie ein schrecklicher Alptraum. Die Frau begann wieder: „Sag's Mrs. Baines, Master Philip. Du hast Mrs. Baines doch lieb, nicht wahr?“

Das war zuviel; er konnte zwar nicht sprechen, aber er konnte seinen Mund bewegen, um ihre Frage entsetzt zu verneinen, und er konnte vor ihrem staubgrauen Gesicht zurückzucken.

Sie kam näher und zischte: „So ein falscher Kerl! Ich werde es deinem Vater sagen. Mit dir rechne ich noch ab, wenn ich erst die andern gefunden habe. Das wirst du mir noch büßen; ich werde schon dafür sorgen, daß du mir das noch büßen wirst.“

Dann war sie mit einemmal wieder ganz still und lauschte. Im Stockwerk unter ihnen hatte ein Fußbodenbrett geknarrt, und

einen Augenblick später, während die Frau sich lauschend über das Bett des Kindes beugte, drang von unten das Geflüster zweier Menschen, die miteinander glücklich und schläfrig waren - nach dem langen Feiertag. Das Nachtlicht stand vor dem Spiegel und Mrs. Baines konnte darin voll Bitterkeit ihr Ebenbild erblicken; Kummer und Grausamkeit flackerten im Glas, und Alter und Staub und Hoffnungslosigkeit. Sie brach in ein tränenloses Schluchzen aus, das trocken und atemlos klang; aber ihre Grausamkeit war eine Form von Stolz, die sie weitertrieb; sie war ihre beste Eigenschaft und ohne sie wäre die Frau bloß bejammernswert gewesen. Auf Zehenspitzen schlich sie durch die Tür, tastete sich über den Treppenabsatz und ging endlich so leise die Stiege hinab, daß niemand sie durch eine verschlossene Tür hören konnte. Dann herrschte wieder lautlose Stille; Philip konnte sich rühren; er zog die Knie an und setzte sich im Bett auf; er wollte sterben; alles war so ungerecht; die Wand hatte sich wieder zwischen die Welt der anderen und die seine geschoben. Diesmal aber sollte er etwas weit Schlimmeres als ausgelassene Heiterkeit mit den Erwachsenen teilen; eine Leidenschaft regte sich in diesem Haus, die er als solche erkannte, aber nicht begreifen konnte. Es war nicht fair; er verdankte Baines doch alles: den Besuch im Zoo, das Ingwerbier, die Heimfahrt im Autobus. Selbst das Abendessen forderte seine Loyalität. Aber er hatte Angst; er rührte an etwas, woran er nur in seinen Träumen rührte - das blutende Haupt, die Wölfe, das Poch-poch-poch! Mit wilder Grausamkeit fiel das Leben über ihn her; so konnte man es ihm nicht verdenken, daß er in sechzig Lebensjahren nie wieder wagte, ihm ins Antlitz zu sehen. Er stieg aus dem Bett, schlüpfte aus alter Gewohnheit behutsam in seine Pantoffeln und schlich auf Zehenspitzen zur Tür. Auf dem Treppenabsatz unter ihm herrschte nicht völlige Dunkelheit, weil die Vorhänge zum Reinigen abgenommen worden waren und

durch die hohen Fenster der Lichtschein von der Straße hereindrang. Mrs. Baines hatte ihre Hand auf dem gläsernen Türknauf; vorsichtig drehte sie ihn herum und kreischte dann: „Baines! Baines!“

Plötzlich wandte sie sich um und sah Philip in seinem Pyjama am Treppengeländer kauern; er war wehrlos, noch wehrloser als Baines, und bei seinem Anblick schwoll ihre Grausamkeit und trieb sie wieder die Treppe hinauf. Von neuem überfiel Philip der Alpdruck und er vermochte sich nicht von der Stelle zu rühren; für alle Zukunft war ihm aller Mut geraubt; er verbrauchte ihn jetzt bis auf den letzten Rest, und es war ihm keine Frist vergönnt, ihn wieder anwachsen zu lassen; es waren ihm keine Jahre der Abhärtung gegeben; nicht einmal aufschreien konnte er.

Aber der erste Schrei hatte Baines aus dem besten Gästezimmer herausgerufen, und er war flinker auf den Beinen als seine Frau. Sie hatte noch nicht den nächsten Treppensatz erreicht, da hatte er sie auch schon um die Mitte gepackt. Sie stieß ihm ihre Hände mit den schwarzen Wirkhandschuhen ins Gesicht und er biß sie in die Hand. Zum Überlegen hatte er keine Zeit; er rang mit ihr erbittert wie mit einem fremden Menschen, sie aber wehrte sich mit wissendem Haß. Sie würde ihnen allen eine Lehre geben und es machte ihr nichts aus, mit wem sie den Anfang machte; alle hatten sie getäuscht. Doch das alte Ebenbild im Spiegel stand neben ihr und flüsterte ihr zu, sie müsse ihre Würde bewahren, sie sei nicht jung genug, sie abzustreifen; ins Gesicht dürfe sie ihn schlagen, aber beißen dürfe sie ihn nicht; stoßen dürfe sie ihn, nicht aber ihn mit Füßen treten.

Alter und Staub und Hoffnungslosigkeit hemmten ihre Kraft. Im Geflatter schwarzer Kleider stürzte sie über das Geländer und hinunter in die Tiefe der Halle; sie blieb am Eingang liegen wie ein Sack Kohle, der durch den Vorhof hätte in den

Keller geschafft werden müssen. Philip sah es, Emmy sah es; sie setzte sich plötzlich in der Tür des besten Gästezimmers auf den Boden, als sei sie so müde, daß sie nicht mehr länger stehen konnte. Mit langsamen Schritten stieg Baines in die Halle hinab.

Philip fiel es nicht schwer, aus dem Haus zu entkommen; sie hatten ihn völlig vergessen; er ging über die Hintertreppe, die Dienertreppe, hinab, weil Mrs. Baines vorne in der Halle lag; er verstand nicht, was sie dort tat, warum sie dort lag; gleich den sehr ekelerregenden Bildern in einem Buch, aus dem ihm niemand hatte vorlesen wollen, flößten ihm die Dinge, die er nicht begriff, Furcht ein. Das ganze Haus war nun der Welt der erwachsenen Menschen übergeben worden; selbst in seinem Kinderzimmer fühlte er sich nicht sicher; die Leidenschaft der Großen hatte es gleich einer Flutwelle überschwemmt. Jetzt hieß es nur entrinnen, über die Hintertreppe und wieder hinauf über die Stiege im Vorhof, und niemals mehr zurückkommen. Man denkt dann nicht an die Kälte, an die Notwendigkeit, zu essen und zu schlafen, und für eine Stunde wenigstens hält man es für möglich, seinen Mitmenschen für immer zu entrinnen.

Als Philip auf den Platz hinaufkam, trug er Pyjama und Pantoffel, aber es war niemand da, der ihn hätte sehen können. Um diese Stunde des Abends sind in einem vornehmen Wohnviertel alle Leute entweder im Theater oder zu Hause. Er kletterte über das Eisengitter in den kleinen Garten in der Mitte des Platzes. Die Platanen breiteten ihre mächtigen bleichen Äste zwischen ihm und dem Himmel aus. Der Garten, in den er geflüchtet war, hätte ein unendlicher Wald sein können. Er duckte sich hinter einen Baumstamm, und die Wölfe schlichen davon; zwischen der kleinen eisernen Gartenbank und dem Baumstamm würde ihn, so meinte er, kein Mensch mehr finden. In einer Gemütsbewegung, die halb bitteres Glück und

halb Mitleid mit sich selbst war, brach er in Tränen aus; er war verloren; jetzt würde es keine Geheimnisse mehr zu wahren geben; er konnte die Verantwortung ein für allemal von sich abwälzen. Die Erwachsenen sollten alle in ihrer eigenen Welt bleiben und er würde in der seinen bleiben, geborgen unter den Platanen des winzigen Gartens. „In der verlorenen Kindheit eines Judas wurde Christus verraten“; man konnte förmlich sehen, wie sich in das kleine, noch unausgeprägte Kindergesicht die ersten harten Falten eines tiefen Egoismus gruben, der später den greisen Dilettanten beherrschen sollte.

Jetzt öffnete sich die Tür des Hauses 48 und Baines spähte nach allen Richtungen daraus hervor; dann machte er mit der Hand ein Zeichen und Emmy erschien; das Ganze wirkte so, wie wenn sie mit knapper Not einen Zug erreicht hätten und nicht mehr Zeit fänden, einander Lebewohl zu sagen; das Mädchen ging rasch an Philip vorüber, so wie ein Gesicht hinter einem Waggonfenster am Bahnsteig vorüberfliegt, bleich und unglücklich und voll Widerstreben. Baines verschwand im Haus und schloß die Tür. Dann flammte im Kellergeschoß das Licht auf. Ein Polizist machte die Runde um den Platz und blickte in alle Vorhöfe hinab. An den brennenden Lampen hinter den Vorhängen im ersten Stock konnte man ersehen, wie viele Familien zu Hause waren.

Philip durchforschte den Garten; er brauchte nicht lange dazu; denn er war nur zwanzig Meter im Geviert, mit Buschwerk und Platanen bestanden; zwei eiserne Gartenbänke gab es da, einen Kiesweg, der an beiden Enden auf ein Gartentor mit einem Vorhängeschloß stieß, und einen wirren Haufen dürren Laubes. Aber Philip konnte nicht bleiben; in den Büschen regte sich etwas und zwei leuchtende Augen wie die eines sibirischen Wolfes starrten ihn an. Er überlegte, wie grauenhaft es wäre, wenn Mrs. Baines ihn hier ertappte. Er würde keine

Zeit finden, über den Zaun zu klettern; von hinten würde sie ihn fassen.

Der Knabe verließ den Platz am weniger vornehmen Ende und befand sich unvermittelt zwischen Fischrestaurants, kleinen Papierläden, die Kinderbillards verkauften, zwischen Agenturen, die sich für Deckadressen hergaben, und schäbigen Hotels, deren Haustüren offenstanden. Es waren nur wenige Leute zu sehen, da die Gasthäuser geöffnet waren, aber eine Frau mit derben roten Gesichtszügen und einem Paket unterm Arm rief Philip von der ändern Straßenseite an, und der Türsteher eines Kinos hätte ihn angehalten, wenn er nicht die Straße überquert hätte. Er schritt weiter: hier konnte man tiefer vorstoßen und sich noch viel vollständiger verlieren als unter den Platanen. Am Ende des Platzes kam er in Gefahr, festgenommen und wieder nach Hause gebracht zu werden; denn hier war es noch eindeutig, wohin er gehörte. Je weiter er aber vordrang, desto mehr verlor er die Kennzeichen seiner Herkunft. Es war eine laue Nacht; da mußte man in diesem Stadtviertel, in dem man freier lebt, bei jedem Kind damit rechnen, daß es sich an einem solchen Abend aus seinem Bett davonschlich. Selbst bei den Erwachsenen stieß er auf eine Art Kameradschaft; wie er so flink vorübereilte, mochte er ein Nachbarskind sein; aber sie würden ihn nicht verraten, weil sie ja selbst einmal jung gewesen waren. Philip legte sich einen Schutzmantel um, bestehend aus dem Staub des Straßenpflasters und aus den Rußkörnern der Eisenbahnzüge, die jenseits der Hinterhöfe in einem feurigen Sprühregen dahinbrausten. Einmal verfiel er sich in einem Knäuel von Kindern, die lachend vor irgend etwas oder irgend jemandem davonliefen; er wurde mit ihnen um eine Straßenecke gewirbelt und dann mit einem klebrigen Fruchtbonbon in der Hand allein zurückgelassen.

Vollständiger hätte er nicht untertauchen können; aber er besaß nicht die Kraft, noch weiter zu wandern. Zuerst hatte er befürchtet, es könnte ihn jemand aufhalten; eine Stunde später hoffte er schon, jemand werde ihn aufhalten. Er konnte den Weg zurück nicht mehr finden und es bangte ihm vor allem davor, allein zu Hause anzukommen; er hatte Angst vor Mrs. Baines, größere Angst als je zuvor. Baines war sein Freund; aber es war etwas geschehen, was Mrs. Baines alle Macht in die Hand gab. Er begann mit Absicht umherzustrolchen, um aufzufallen, aber niemand bemerkte ihn. Ganze Familien standen vor den Haustoren, um noch einmal Luft zu schöpfen; die Mülleimer waren schon auf den Gehsteig gestellt und die Reste eines Kohlstrunkes beschmutzten seine Pantoffel. Stimmengewirr erfüllte die Luft; doch Philip war von diesen Menschen abgeschnitten, die ihm fremd waren und nun für immer fremd bleiben würden; Mrs. Baines hatte ihnen ihren Stempel aufgedrückt, und Philip scheute vor ihnen zurück und flüchtete sich in ein tiefes Klassenbewußtsein. Vor Polizisten hatte er sich immer gefürchtet; jetzt aber sehnte er sich danach, von einem Schutzmann nach Hause gebracht zu werden; selbst eine Mrs. Baines konnte gegen einen Polizisten nichts ausrichten. So schlich er an einem Verkehrspolizisten vorbei; der aber war zu sehr beschäftigt, als daß er ihm Aufmerksamkeit geschenkt hätte. Da setzte sich Philip auf den Boden, lehnte sich mit dem Rücken gegen eine Hauswand und weinte. Er war nicht auf den Gedanken gekommen, daß dies der einfachste Weg war, daß man nichts weiter zu tun brauchte, als sich zu ergeben, zu zeigen, daß man geschlagen war, und die Güte anderer anzunehmen. - Damit überschütteten ihn sofort zwei Frauen und ein Pfandleiher. Noch ein zweiter Polizist tauchte auf, ein junger Mensch mit scharfen, mißtrauischen Gesichtszügen. Er machte den Eindruck, als ob er alles, was er sah, sofort in einem Notizbuch vermerkte und dann aus seinen

Aufzeichnungen seine Schlüsse zöge. Eine Frau machte sich erbötig, Philip nach Hause zu führen; er aber traute ihr nicht; sie würde Mrs. Baines, die so regungslos in der Halle lag, nicht gewachsen sein. Er wollte seine Adresse nicht bekanntgeben und sagte, er fürchte sich vor dem Nachhausegehen. Damit setzte er sich durch und erhielt den gewünschten Schutz. „Ich bringe ihn auf die Wachstube“, erklärte der Polizist, und indem er ihn unbeholfen an der Hand hielt (er war noch nicht verheiratet, mußte erst Karriere machen), führte er ihn um die nächste Ecke und über die Steinstufen hinauf in das kleine, kahle, überheizte Zimmer, wo die Gerechtigkeit seiner harrete.

Die Gerechtigkeit harrete seiner auf einem hohen Stuhl hinter einer hölzernen Schranke; sie trug einen mächtigen Schnauzbart; sie war freundlich und hatte sechs Kinder („drei davon sind so kleine Bürschchen wie du“); sie interessierte sich an sich nicht für Philip, tat aber so, notierte seine Adresse und schickte einen Polizisten um ein Glas Milch. Aber der junge Polizist interessierte sich; er hatte eine feine Spürnase.

„Bei dir daheim haben sie sicher ein Telefon“, sagte die Gerechtigkeit. „Wir rufen an und sagen ihnen, daß du in Sicherheit bist. Dann werden sie dich bald abholen. Wie heißt du eigentlich, Kleiner?“

„Philip.“

„Und wie noch?“

„Ich habe keinen anderen Namen.“ Er wollte nicht abgeholt werden; er wollte von jemandem nach Hause gebracht werden, der sogar auf Mrs. Baines Eindruck machen würde. Der Polizist beobachtete ihn, beobachtete ihn, während er die Milch trank, beobachtete ihn, wie er vor den Fragen zurückzuckte.

„Warum bist du davongelaufen? Bist daheim durchgebrannt, he?“

„Ich weiß nicht.“

„Das solltest du nicht tun, junger Mann. Denk doch nur, wie sich dein Vater und deine Mutter sorgen werden.“

„Die sind fort.“

„Na, dann dein Kindermädchen.“

„Ich hab' keines.“

„Ja, wer paßt denn dann auf dich auf?“ Diese Frage traf ins Schwarze. Philip sah plötzlich Mrs. Baines über die Stiege zu ihm hinaufhasten, sah den Berg schwarzer Kleider unten in der Halle liegen. Er begann zu schluchzen.

„Nana, nana“, sagte der Wachtmeister. Er wußte mit dem Kind nichts anzufangen und hätte am liebsten seine Frau bei sich gehabt; selbst eine Polizistin hätte von Nutzen sein können.

„Kommt es Ihnen nicht merkwürdig vor“, fragte der junge Polizist, „daß noch keine Anfrage eingelaufen ist?“

„Die Leute glauben sicher, er liegt hübsch brav im Bett.“

„Du hast Angst, gelt?“ fragte der Polizist. „Was hat dich denn erschreckt?“

„Ich weiß nicht.“

„Hat dir jemand wehgetan?“

„Nein.“

„Schlecht geträumt hat er“, warf der Wachtmeister ein; „hat vielleicht geträumt, daß das Haus brennt. Ich habe selbst sechs Kinder großgezogen. Rose muß gleich zurück sein. Die wird ihn heimführen.“

„Ich möchte aber mit Ihnen heimgehen“, erklärte Philip und versuchte den Polizisten anzulächeln. Aber die Täuschung verriet den Anfänger und mißlang.

„Es ist wohl besser, ich gehe mit“, sagte der Polizist; „vielleicht stimmt da etwas nicht.“

„Unsinn“, sagte der Wachtmeister. „Das ist eine Aufgabe für eine Frau. Takt ist hier nötig. Da ist ja Rose. Ziehen Sie Ihre Strümpfe hinauf, Rose; Sie machen ja der ganzen Polizei Schande. Ich hab' was für Sie.“ Rose schlenkerte herein:

schwarze Garnstrümpfe, die über die Stiefel herabhingen, das Gebaren einer schlaksigen Pfadfinderin, eine heisere, feindselige Stimme. „Schon wieder eine vom Strich, was?“

„Nein. Sie sollen diesen jungen Mann da nach Hause bringen.“ Sie sah Philip stumpfsinnig an.

„Ich will nicht mit ihr gehen“, protestierte das Kind und begann von neuem zu schluchzen. „Ich mag sie nicht.“

„Mehr weiblichen Charme, Rose“, mahnte der Wachtmeister. Da klingelte das Telephon auf seinem Schreibtisch. Er hob den Hörer ab. „Was? Was ist das?“ rief er hinein. „Nummer 48? Haben Sie einen Arzt?“ Er legte die Hand über das Mundstück des Fernsprechers. „Kein Wunder, daß keine Meldung über diesen kleinen Buben da eingelaufen ist“, sagte er. „Die Leute hatten zu viel zu tun. Ein Unfall. Eine Frau ist auf der Stiege ausgeglitten.“

„Ernste Sache?“ fragte der junge Polizist. Der Wachtmeister machte eine Grimasse zu ihm hin. Man spricht das Wort „Tod“ in Gegenwart eines Kindes nicht aus (er sollte das nicht wissen? er hatte ja sechs Kinder); man räuspert sich, man schneidet Gesichter: jedenfalls eine komplizierte Kurzschrift für ein Wort von bloß drei Buchstaben.

„Gehen Sie doch lieber selber hin“, sagte er, „und machen Sie einen Bericht. Der Doktor ist dort.“

Rose kam vom Ofen herübergeschlendert: rote Wangen wie zwei Äpfel und lose hängende Strümpfe. Die Hände verbarg sie hinter ihrem Rücken. Ihr großer Mund voll schwarzer Zähne erinnerte an eine Leichenhalle. „Eben haben Sie mir befohlen, ihn nach Hause zu führen, und bloß weil jetzt etwas Interessantes passiert ist ... aber von einem Mann erwarte ich mir ja keine gerechte Behandlung ...“

„Wer ist im Haus?“ erkundigte sich der Polizist.

„Der Butler.“

„Glauben Sie vielleicht, daß der Bub etwas gesehen hat?“ fragte er wieder.

„Mir können Sie schon glauben“, antwortete der Wachtmeister. „Ich habe ihrer sechs aufgezogen, kenne sie durch und durch. Mir können Sie über Kinder nichts erzählen.“

„Aber er schien über irgend etwas erschrocken zu sein.“

„Nur Träume“, erklärte der Wachtmeister.

„Und wie heißt der Butler?“

„Baines.“

„Diesen Mr. Baines“, wandte sich der Polizist an Philip, „den magst du gern, wie? Er ist nett zu dir?“ Sie versuchten etwas aus ihm herauszubringen, er aber war mißtrauisch gegen sie alle; er sagte „ja“ ohne innere Überzeugung, weil er sich davor fürchtete, im nächsten Augenblick neue Verantwortung, neue Geheimnisse auf sich zu laden.

„Und Mrs. Baines magst du auch?“

„Ja.“

Nun berieten sie am Schreibtisch. Rose war heiser in ihrer beleidigten Stimmung; sie war wie ein Imitator weiblicher Charaktertypen, da sie ihr Frauentum mit einer unnatürlichen Betonung zur Schau trug, während sie es andererseits durch ihre faltenreichen Strümpfe und durch ihr wettergebräuntes Gesicht verhöhnzte. Im Ofen rutschte hörbar die Holzkohle nach unten; das Zimmer war für diesen milden Spätsommerabend zu stark geheizt. Ein Anschlag an der Wand gab die Beschreibung einer Leiche, die man aus der Themse gezogen hatte, oder, besser gesagt, er beschrieb die Kleider der Leiche: „Wollenes Unterhemd, wollene Unterhose, Wollhemd, blaugestreift, Schuhe (Größe 44), blauer Serge-Anzug, an den Ellbogen abgetragen, Gummikragen (Weite 39).“ Über die Leiche selbst wußten sie nichts auszusagen als ihre Körpermaße. Es war eben eine ganz gewöhnliche Leiche.

„Komm mit“, sagte der Polizist zu Philip. Er war gespannt und deshalb froh, daß er gehen konnte; aber er konnte ein leises Gefühl der Verlegenheit über seinen Begleiter, einen kleinen Jungen im Pyjama, nicht unterdrücken. Seine Spürnase witterte etwas; was, das wußte er nicht genau. Aber es tat ihm weh, die Heiterkeit sehen zu müssen, die sein und Philips Anblick hervorrief. Die Gaststätten hatten geschlossen und die Straßen waren wieder erfüllt von Menschen, die den Tag möglichst lang auszudehnen trachteten. So eilte er durch weniger belebte Gassen, wählte die dunkleren Gehsteige und wollte nicht gemächlich dahinschlendern, während Philip immer mehr seine Schritte verlangsamte, schwer an seiner Hand hing und seine Füße nachschleppte. Er fürchtete sich vor dem Anblick von Mrs. Baines, die in der Halle auf ihn wartete; er wußte nun, daß sie tot war; die Grimasse des Wachtmeisters hatte es ihm gesagt; aber sie war noch nicht begraben, noch nicht seinem Blick entzogen; wenn die Haustür aufging, würde er in der Halle einen toten Menschen sehen.

Im Kellergeschoß brannte das Licht, und zu seiner Erleichterung wandte sich der Polizist der Treppe zu, die in den Vorhof vor dem Keller hinabführte. Vielleicht würde er Mrs. Baines gar nicht anschauen müssen. Der Schutzmann klopfte an die Tür, weil es so dunkel war, daß er die Glocke nicht finden konnte, und Baines öffnete ihm. Er stand in der Tür des sauberen hellen Kellerzimmers, und man konnte förmlich sehen, wie die traurigen, selbstgefälligen, plausiblen Worte, die er sich zurechtgelegt hatte, beim Anblick des Kindes auf seinen Lippen erstarben; er hatte nicht damit gerechnet, daß Philip plötzlich als Begleiter des Polizisten auftauchen werde. Er mußte mit seinen Überlegungen ganz von vorne beginnen und aufs Lügen verstand er sich nicht. Wenn Emmy nicht gewesen wäre, hätte es ihm nichts

ausgemacht, sich von der Wahrheit führen zu lassen, wohin immer sie wollte.

„Mr. Baines?“ fragte der Polizist.

Der Butler nickte; er hatte die richtigen Worte nicht finden können. Das scharfsinnige, wissende Gesicht des Schutzmannes und das unerwartete Erscheinen Philips an dessen Seite raubten ihm allen Mut.

„Ist dieser kleine Bub von hier?“

„Jawohl“, antwortete Baines. Philip merkte, daß der Diener ihm wortlos etwas mitteilen wollte; er aber verschloß sich dieser Botschaft. Er liebte Baines, doch hatte ihn dieser in Geheimnisse hineingezogen, in Befürchtungen, die er nicht begriff. Der lichte Gedanke vom Morgen: „Das ist das Leben“ war durch Baines' Anschauungsunterricht zur widerwärtigen Erinnerung geworden: „Das war das Leben“ - das faulig riechende Haar über seinem Mund, die atemlose, grausame, gequälte Frage: „Wo sind sie?“, der Berg von schwarzem Baumwollzeug, der in die Tiefe der Halle hinabstürzte. So ging es einem, wenn man liebte: man wurde in das Schicksal anderer verwickelt. Und Philip befreite sich mit einem unbarmherzigen Egoismus vom Leben, von der Liebe, von Baines.

So manches hatte ihn mit dem Diener verbunden; Philip aber unterdrückte es, so wie eine Armee auf dem Rückzug die Telephonleitungen zerschneidet und die Brücken hinter sich abbricht. In dem aufgegebenen Gebiet mag man vieles zurücklassen, was einem teuer ist - einen Vormittag im Hyde Park, ein Eis in einer Konditorei, Bratwürste zum Abendessen -, aber bei einem Rückzug geht es um mehr als um zeitweilige Verluste. Alte Leute mögen flehentlich bitten, mitgenommen zu werden, wenn die Zugmaschinen davonrollen, aber ihretwegen kann man nicht die Nachhut aufs Spiel setzen; denn es geht um einen vollständigen, über eine weite Strecke

führenden Rückzug vor dem Leben, vor dem Leid, vor allen menschlichen Bindungen.

„Der Doktor ist hier“, sagte Baines. Er machte eine Kopfbewegung zur Tür hin, benetzte seine Lippen und blickte dabei unverwandt auf Philip - mit einer stummen Bitte wie ein Hund, den man nicht verstehen kann. „Es war nichts mehr zu machen. Sie ist auf der steinernen Kellerstiege ausgerutscht. Ich war hier drinnen, ich hörte den Fall.“ Er blickte nicht auf das Notizbuch, nicht auf des Polizisten winzige, spinnwebenfeine Handschrift, die so schrecklich viel auf eine Seite brachte.

„Sah der Bub etwas?“

„Das war nicht möglich. Ich glaubte überhaupt, er sei im Bett. Sollten wir ihn nicht lieber in sein Zimmer hinauf schicken? Es ist so furchtbar.“ Dann verlor Baines die Beherrschung und rief: „Ach, es ist so furchtbar für ein Kind.“

„Ist sie dort drinnen?“ fragte der Polizist.

„Ja, ich hab sie genau an der Stelle liegen lassen“, antwortete der Butler.

„Dann sollte der Kleine lieber ...“

„Geh durch den Vorhof, Philip, und dann durch die Halle“, wandte sich Baines an den Knaben und wieder bettelte er stumm wie ein Hund: „Nur noch ein Geheimnis, bewahr nur noch dieses Geheimnis, tu's dem alten Baines zuliebe. Er wird dich dann um nichts mehr bitten.“

„Komm mit“, sagte der Polizist. „Ich bringe dich hinauf ins Bett. Du bist ein Gentleman; da mußt du durch die Vordertür hineingehen, wie sich's für den Herrn des Hauses gehört. Oder gehen Sie mit ihm, Mr. Baines, während ich mit dem Arzt rede?“

„Ja, ich gehe“, antwortete Baines. Er kam durchs Zimmer auf Philip zu und flehte, flehte mit seinem sanften, alten, etwas blöden Gesichtsausdruck: „Hier ist dein Baines, der Alte von

der Goldküste. Wie war's mit einem Kotelett, in Palmöl gebraten, hm? Das Leben eines richtigen Mannes; vierzig Nigger; brauchte nie einen Revolver; ich sagte dir ja, ich mußte die Kerle einfach gern haben: es war nicht das, was wir Liebe nennen; nichts, was wir begreifen können.“ Zuckend kamen die Nachrichten von den letzten Grenzposten, flehend, beschwörend, mahnend: „Das ist dein alter Freund Baines; wie war's mit einem Gabelfrühstück? Ein Glas Ingwerbier wird dir nicht schaden; Bratwürste; ein langer freier Tag.“ Aber die Drähte waren durchschnitten, die Botschaft verlor sich in der ungeheuren Leere des sauber gescheuerten Raumes, wo es nie eine Stelle gegeben hatte, an der man seine Geheimnisse hätte verbergen können.

„Komm, Philip, Zeit zum Schlafengehen. Wir gehen bloß über die Stiege im Vorhof hinauf ...“ Tutt - tutt - im Telegraphen; vielleicht kommt man durch, man weiß es nicht; vielleicht repariert jemand die richtige Leitung. „... und dann durch die Haustür hinein.“

„Nein, nein“, rief Philip. „Ich will nicht. Sie können mich nicht zwingen. Ich werde mich wehren. Ich will sie nicht sehen.“

Wie der Blitz fuhr der Polizist auf die beiden los: „Was ist das? Warum willst du nicht gehen?“

„Sie liegt in der Halle“, antwortete Philip. „Ich weiß es, sie liegt in der Halle. Und sie ist tot. Ich will sie nicht sehen.“

„Dann haben Sie sie also doch von der Stelle bewegt“, sagte der Polizist zu Baines. „Die ganze Strecke bis dort hinunter. Sie haben also gelogen, wie? Das heißt, Sie haben erst Ordnung machen müssen ... waren Sie allein?“

„Ernmy“, rief Philip, „Emmy.“ Er wollte kein Geheimnis mehr für sich behalten; er wollte ein für allemal Schluß machen - mit Baines und Mrs. Baines und mit dem Leben der Erwachsenen, das ihm bevorstand. Es war nicht seine Sache, und er beschloß, sich niemals, niemals wieder von den Großen ins Vertrauen

nehmen zu lassen und an ihrer Kameradschaft teilzuhaben. „Nur Emmy ist schuld daran“, erklärte er mit einem Beben in der Stimme, das Baines daran erinnerte, daß er schließlich doch nur ein Kind war; es war ein aussichtsloser Wunsch gewesen, von dieser Seite Hilfe zu erwarten; Philip war ein Kind; er verstand nicht, was dies alles bedeutete; er konnte diese Kurzschrift einer grauenvollen Angst nicht lesen; er hatte einen langen Ferientag hinter sich und war todmüde. Man sah ja, wie er, gegen den Küchenschränk gelehnt, in Schlaf versank, wie er in den wohlthuenden Frieden des Kinderzimmers zurückkehrte. Man konnte ihm keinen Vorwurf machen; wenn er am Morgen aufwachte, würde er sich kaum mehr an irgend etwas erinnern können.

„Heraus damit“, fuhr der Polizist den Butler mit berufsmäßiger Grausamkeit an; „wer ist sie?“ - genau wie sechzig Jahre später ein Greis seinen Sekretär, seinen einzigen Behüter, durch die Frage erschreckte: „Wer ist sie? Wer ist sie?“, indessen er tiefer und tiefer in das Reich des Todes hinabsank und auf dem Weg dorthin vielleicht die Szene wieder durchlebte, wie Baines alle Hoffnung aufgab, wie Baines den Kopf sinken ließ, wie Baines „ein volles Geständnis ablegte“.